Zeitschrift: Die neue Schulpraxis

Band: 5 (1935)

Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE NEUE SCHULPRAXIS

MAI 1935 5. JAHRGANG / 5. HEFT

Inhalt: Ein naturkundlicher Lehrausflug im Mai. — Der eidgenössische Bundesbrief von 1291. — Eine Anregung zum Rechnungsunterricht. — Bildersprache und Redensarten. — Es regnet. — Der allgemeine und der treffende Ausdruck. — Aus dem Handwerkerleben. — Lebendige Sprechübungen. — Vom Meterstab zur Rechenhilfe. — Sprechchöre. — Am Studiertisch.

Ein naturkundlicher Lehrausflug im Mai

Von Fritz Schuler

Ein naturkundlicher Ausflug erheischt sehr viel Vorbereitung, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden und für Natur und Heimat neue, überzeugte Freunde werben soll. Nirgends ist es uns in so reichem Maße möglich, die unmittelbare Anschauung zu pflegen, wie wenn wir die heimatliche Natur in den Mittelpunkt unseres Unterrichts stellen. Hier kommen Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der Schüler voll und ganz zu ihrem Recht. Der Feind jeder ersprießlichen Arbeit ist der planlose Ausflug, wo der Schüler das Gefühl des »nur Spazierengehens« hat. Wir dürfen es nie nur dem reinen Zufall überlassen, ob wir etwas Beobachtenswertes finden oder nicht. Planlose Ausflüge bringen immer Enttäuschungen mit sich, nicht zuletzt für den Leitenden selber. Der noch so willige und für die Natur begeisterte Schüler sieht sich verwirrt in der Fülle des ungeheuren Materials, das ihm entgegentritt, sodaß er schließlich überhaupt nichts findet, das ihm bemerkenswert erschiene. Darum die unbedingte Forderung: Wir unternehmen keinen naturkundlichen Lehrausflug, dem nicht eine leitende Idee zugrunde liegt, der nicht durch eine zum voraus aufgestellte Aufgabe uns dazu zwingt, ihre Lösung teilweise oder ganz zu versuchen. So ist es uns möglich, zum vorneherein Wichtiges von weniger Wichtigem zu scheiden.

Den Stoff der folgenden Ausführungen habe ich mit einem 6. und 7. Schuljahr durchgearbeitet. Als allgemeines Ziel schwebt uns für diese Stufe vor, die Natur in ihren Lebensäußerungen kennen zu lernen. Es gilt, den Schülern dieser Stufe Fragen des pflanzlichen und tierischen Lebens vor Augen zu führen, die Vorarbeit zu einer spätern Stufe unseres Unterrichtsplans zu leisten: das Naturleben als untrennbares Ganzes in seinem Pflanzen- und Tierleben zu erfassen und zu zeigen, wie es eng mit der unbelebten Natur zusammenhängt. Dies ist aber die schwerste und höchste Aufgabe unseres naturkundlichen Unterrichts, die wir den letzten Schuljahren vorbehalten möchten und der wir zuerst durch geeignete Vorarbeit den Boden ebnen müssen.

Ehe wir nun einen naturkundlichen Lehrausflug skizzieren, wie er sich im Spätfrühling und Vorsommer gestalten kann, sei es uns gestattet, die pflanzlichen und tierischen Lebensfragen hervorzuheben, wie wir sie in der Klasse durch gemeinsame Arbeit herausgefunden haben, bevor wir unsere Beobachtungsgänge unternahmen. Sie sind in an-

derem Zusammenhang im Heft Nr. 6 der Neuen Schulpraxis 1934 veröffentlicht. Wir wollen uns daher an dieser Stelle darauf berufen und auch als bekannt voraussetzen, welcher Hilfsmittel wir uns zur Verarbeitung und Sammlung des beobachteten Stoffes bedienen. Sie sind ebenfalls in der erwähnten Arbeit eingehender beschrieben.

Diese Fragen sind uns nachher wegleitend auf unsern Ausflügen. Sie führen den Schüler darauf, zu erkennen, was für ihn in der ungeheuren Fülle des Stoffes beachtenswert ist; sie helfen ihm zu einer zusammenfassenden Gestaltung, zu der er ohne bestimmte Fragestellung nicht fähig wäre.

Wir begnügen uns mit diesen wenigen grundsätzlichen Bemerkungen und wollen den ersten schönen Maientag benützen, um unsere naturkundlichen Lehrausflüge zu beginnen. Wir sind mit Bleistift und losen Blättern ausgerüstet, die wir in einem Pappdeckelumschlag aufbewahren. Auf jedes Blatt schreiben wir immer nur eine Beobachtung, nur ein Versuchsergebnis. So ist es uns möglich, die Blätter zu Hause in eine Kartothek einzureihen, die nach biologischen Gesichtspunkten geordnet wird. Wir werden noch darauf zurückkommen, wie wir die Untertitel der Kartothek erhalten.

* * *

Unser Gang führt uns zuerst ans nahe Bächlein. Auf dem Wege finden wir die letzten gelben, leuchtenden Sterne des Scharbockskrautes. Seine Zeit ist vorbei. Allzu hoch schießt überall das Gras hervor und wird ihm nun sein Plätzchen an der Sonne nehmen. Was uns sofort auffällt, sind die verschieden großen Blätter: unten die größten, gegen oben werden sie immer kleiner und dazu auch kurzstieliger. Das gewährleistet eine gute Ausnützung des Lichtes. Wir nehmen ein gut erhaltenes Pflänzlein mit, um von ihm eine Lichtpause herzustellen. Ein Schüler entdeckt in den Blattstielachseln merkwürdige Knollen, die schon gut ausgebildet sind und wirklich auffallen müssen. Was sie bedeuten, können wir an Ort und Stelle nicht entscheiden. Gruppe I erhält den Auftrag, die notwendigen Forschungen anzustellen und nachher darüber zu berichten. In der nächsten Stunde hören wir eine kurze Erklärung, daß es sich um Brutknollen handelt, die zur Fortpflanzung dienen können. Die gleiche Gruppe übernimmt die Aufgabe, genügend viele Knollen zu sammeln und Vorschläge zu machen, wie man beweisen könnte, daß aus ihnen wirklich neue Pflänzlein entstehen. Die Gruppe will Topfversuche machen. Einige Knollen werden sofort in Erde und Topf gebracht und in den Garten versetzt. Andere Knollen werden trocken aufbewahrt und erst im Laufe des Sommers oder sogar im Herbst eingesetzt. Die erste Pflanzung scheint uns natürlicher zu sein. Auch der Wurzelstock des Scharbockskrauts wird rasch untersucht: Knolliger Wurzelstock! Es zeigen sich deutlich zweierlei Knollen: Schlaffe, runzlige und prall gefüllte, kleinere, rundliche. Die der Klasse schon geläufige Jodprobe wird angewendet, um zu sehen, ob die Knollen Stärke enthalten. Es zeigt sich, daß die langen, verschrumpften keine Stärke aufweisen, während sich die durchschnittenen prall gefüllten Knollen auf ihrer Schnittfläche durch verdünnte

Jodtinktur violett färben. Die alten Knollen haben also ihre Stärke für das Wachstum der Pflanze hergegeben, während die jungen Knollen schon Vorräte für das nächste Frühjahr gesammelt haben. Hier haben wir die Antwort, warum das Scharbockskraut schon so früh im Frühling gedeihen und blühen kann. Sein Standort zwingt es allerdings auch zu einem frühen Erscheinen. Sobald Hecken und Bäume belaubt sind, bekommt es nicht mehr genug Licht zum Leben. Da sind wir auf eine Tatsache gestoßen, die dringend weiteren Beobachtungsaufgaben ruft. Der etwas späte Schulbeginn in diesem Jahre zwingt uns zu raschem Handeln. Die zwei nächsten Arbeitsgruppen übernehmen die Aufgabe, nach allen Pflanzen zu suchen, deren Zeit schon zur Neige geht. Das sind die Frühblüher, die Künstler, welche es zustande bringen, noch vor der allgemeinen Laubentwicklung ihr Plätzchen an der Sonne auszufüllen, Blüten und Samen zu erzeugen und nun schon ihrem Herbste entgegengehen, wenn die andern erst aus ihrer Winterstarre erwachen.

Es sind kleine, unscheinbare Pflänzlein, die wir auf kahlen Wiesen, in Hecken, im Wald und an den Waldrändern suchen müssen. Die beiden Beobachtungsgruppen bringen trotz der für diese Pflanzen vorgeschrittenen Jahreszeit eine schöne Ernte in die nächste Stunde mit. Vom Schneeglöcklein haben sie noch die Blätter, die Zwiebeln und die Samenkapseln gefunden. Es fällt uns auf, daß viele Zwiebeln Tochterzwiebeln aufweisen, und wie wir genauer untersuchen, finden wir, daß diese Tochterzwiebeln meistens bei den Pflänzlein zu finden sind, von denen die Blüten seinerzeit gepflückt wurden. Dort, wo noch die Samenkapseln zu finden waren, konnten äußerst selten Tochterzwiebeln festgestellt werden. Eine Untersuchung der Fruchtkapseln ergibt, daß sie sich mit drei Klappen öffnen und an ganz schlaffen Stielen immer auf dem Boden liegen. Die Art der Samenverbreitung ist deshalb recht unklar. Fallen die Samen bei der Reife einfach aus ihren Kapseln und keimen an Ort und Stelle? Das ist für die Mutterpflanze aber nicht sehr erwünscht, da ihr die jungen Pflänzlein in kurzer Zeit den Platz streitig machen müßten.

Wir haben es mit runden, festschaligen Sämlein zu tun, die ein weißliches, weiches, hornförmiges Anhängsel besitzen, das sich leicht vom Samen trennen läßt. Die zu Rate gezogene Literatur meldet der Beobachtungsgruppe, daß es sich hier um Ameisensamen handelt, deren Anhängsel für die Ameisen einen Leckerbissen bedeuten. Sie werden fortgeschleppt, benagt und liegen gelassen. So ist die Verbreitung der Schneeglöcklein auf eine größere Entfernung gesichert. Die entsprechenden Nachprüfversuche werden sowohl am künstlichen Ameisennest, wie auch an der Ameisenstraße gemacht. Sofort stürzen sich die Ameisen auf die hingelegten Samen und schleppen sie weiter. Im Ameisennest kann sogar das Abnagen des Anhängsels beobachtet werden. Solches gibt immer wieder Gelegenheit zu mündlichen Berichten und zu neuen Zusammenstellungen von Beobachtungen und Versuchen.

Auch vom wohlriechenden Veilchen werden noch Blätter und

Samenkapseln gefunden. Da die Samen ein ähnliches Anhängsel aufweisen, wie die des Schneeglöckleins, so werden die notwendigen Nachprüfungen ohne weiteres gemacht, und sie bestätigen die Annahme, daß es sich hier ebenfalls um Ameisensamen handelt. Auch das Immergrün entpuppt sich als eine sog. Ameisenpflanze.

Doch wir sind ja unterwegs auf unserem Ausflug. Wir sind am Bächlein angelangt. Wo es an Gebüsch und schattigen Stellen vorbeieilt, ist das Leben noch nicht völlig erwacht. Hier leuchten uns die gelben Sterne der Dotterblume schon von weitem entgegen. Die großen, saftigen, dunkelgrünen Blätter fallen uns auf. Die untersten sind langgestielt, die oberen werden kleiner und weisen kürzere Stiele auf. So ist es jedem einzelnen Blatt möglich, das hier etwas spärliche und doch so notwendige Sonnenlicht aufzufangen. Wir finden noch keine Früchte, nehmen uns aber vor, diese auf einem späteren Gang zu untersuchen. An einem Stengel, der noch im Wasser steht, entdeckt ein Knabe eine Libellenlarve. Genaueres Hinsehen zeigt uns noch weitere. Sie sind alle ziemlich schlank und beweglicher als einige, die wir schon im Aquarium untergebracht haben. Die früher gefundenen sind bedeutend plumper und lassen deutlich eine andere Art erkennen. Lampert *) gibt uns nähere Auskunft. Libellulalarven heißen die plumpen, dicken und finden sich in mehr schlammigen Gewässern. Die heute entdeckten Larven sind die Aeschnalarven, die in fließenden Gewässern vorkommen. Einige, die ihre Entwicklung bald beendet haben (längere Flügelansätze), nehmen wir mit und werden sie gemäß der erhaltenen Auskunft in ein Gefäß mit feinem Sand als Unterlage bringen. Natürlich gehören auch Wasserpflanzen dazu. Die vierte Arbeitsgruppe wird uns mit Hilfe der zu Rate gezogenen Literatur **) melden, was für Nahrung für die Larven beschafft werden muß, und sie wird auch gleich die Fütterung übernehmen. Gleich finden wir auch noch zwei andere Tierchen in unserem Bächlein: Den Rückenschwimmer und die Larven der Köcherfliege. Jener ist ein possierlicher Kerl, an dem vieles zu beobachten ist, und der den Stoff zu einem längeren Schülervortrag bietet. Die vielen Beobachtungsanleitungen schöpfen die Schüler aus dem erwähnten Büchlein von Schmitt, das in mehreren Exemplaren der Klasse zur Verfügung steht. Bevor alle Beobachtungen gemacht werden konnten, sind Rückenschwimmer und Köcherfliegenlarven ein Raub der Libellenlarven geworden und müssen ersetzt werden. Doch wir sind auch da um eine Erfahrung reicher geworden.

Am Bachufer treffen wir ein unscheinbares Pflänzlein mit blaßrötlichen Blüten. Wohl erkennen wir leicht die Staubgefäße, aber mit dem besten Willen vermögen wir nicht, die weiblichen Teile der Blüte zu entdecken. Nicht weit davon steht ein ähnliches Pflänzchen, das nur Stempel und Fruchtknoten zeigt, dafür aber keine Staubgefäße. Da ein Pflanzenbestimmen auf dieser Stufe noch zu um-

*) Lampert: Das Leben der Binnengewässer.
**) Dr. Robert Nold: Kleine Fauna Deutschlands.
C. Schmitt: Anleitung zur Haltung und Beobachtung wirbelloser Tiere.

ständlich und zeitraubend ist, nehmen wir zu den illustrierten Bestimmungsbüchern von Klein unsere Zuflucht und bestimmen unsere sonderbare Pflanze als Baldrian. Er ist ein Beispiel eines zweihäusigen Gewächses, das sich auf diese Weise mit Sicherheit Fremdbestäubung zu verschaffen weiß. Auch die Bachnelkenwurz (Bachbenediktenkraut) mit ihren hängenden Blüten gedeiht am Bachufer. Ob wohl hängende Blüten im Lebenskampf einen Vorteil bieten? fragen wir. »Sie können kleinen Insekten bei schlechtem Wetter und nachts einen Unterschlupf bieten. Diese können vielleicht ungewollt einen Gegendienst leisten, indem sie beim Verlassen der Blüte Blütenstaub mitnehmen und auf eine andere Blüte bringen.« »Der Blütenstaub kann so immer trocken bleiben«. So und ähnlich schwirren die Vermutungen umher und werden uns noch reichlich Stoff zu neuen Untersuchungen geben. Auf alle Fälle nehmen wir jede Fragestellung ernsthaft und dankbar entgegen, auch wenn wir später nicht immer zu einer einwandfreien Lösung gelangen werden. Wir sind ja keine Wissenschafter und wollen es auch nicht sein. Uns liegt eine möglichst große Betätigung des erwachenden Geistes näher.

Nun sind wir an der Stelle angelangt, wo das Bächlein sich bis auf die Sandsteinfelsen durchgefressen hat. Es hat keine große Leistung vollbracht damit, ist hier doch die Humusschicht nicht mehr als 10 cm dick. Da treffen wir nun merkwürdige, blaßgrüne Blattrosetten, die sofort auffallen müssen. Die einzelnen Blätter sind mehr oder weniger eingerollt, und ein genaueres Hinschauen ergibt, daß fast auf jedem Blatt allerkleinste Mücklein und Fliegen kleben. Von mehreren sind nur noch die Flügel vorhanden. Wir stechen einige dieser Pflanzen samt einem möglichst guten Rasenziegel aus und werden sie daheim noch besser beobachten. Die illustrierte Flora von Klein *) verrät uns das Fettkraut als eine insektenfressende Pflanze und gibt der mit dieser Arbeit betrauten Arbeitsgruppe auch die notwendigen Hinweise zu den zweckmäßigsten Versuchsanordnungen. Wie wir das Bächlein verlassen wollen, leuchtet uns ein gelber Busch entgegen, dem wir jetzt noch unsern Besuch abstatten. Wie wir nähertreten, erkennen wir auch gleich die drei gebüschelten, äußerst scharfen Stacheln, welche die Berberitze kennzeichnen. Auf eine ganz heimtückische Art hat sie die drei Stacheln unter den Blättern verborgen, bereit, jedes Weidetier empfindlich zu strafen, das es wagen sollte, sie ihrer Blätter zu berauben. Während wir da stehen, wird die Berberitze fleißig von Bienen besucht. Mit dem vordersten Beinpaar halten sie sich am kolbenförmigen Griffel fest und strecken den Kopf tief ins Blüteninnere, um den Honig auf dem Grunde der Blumenblätter zu erreichen. In diesem Augenblick bewegen sich die Staubgefäße ruckartig nach der Blütenmitte und berühren den Kopf der saugenden Biene. Mit dem mit Blütenstaub eingepuderten Kopf besucht sie gleich die nächste Blüte und trägt ihr den fremden Blütenstaub zu. Wir haben hier ein prächtiges Beispiel einer sinnvollen Bestäubungseinrichtung. Wir bringen die be-

*) L. Klein: Sumpf- und Wasserpflanzen.

rührungsempfindlichen Staubgefäße auch ohne Bienen zum Einklappen, wenn wir mit einer Nadel den Blütengrund berühren.
Nun verlassen wir das Bächlein, um auf einem andern Weg nach Hause zu gelangen. Er führt uns einem Waldrand entlang, der stark mit Gebüsch besetzt ist. Im Schatten entdecken wir große, saftige, pfeilspitzenförmige Blätter, die uns durch ihre recht ungewöhnliche Form auffallen und am ehesten an die großen Kallapflanzen erinnern, wie sie oft in Blumentöpfen gezogen werden. Er ist ja auch ein Fremdling, unser Aronsstab. Seine Verwandten sind in den Urwäldern Amerikas, Afrikas und Asiens heimisch und besiedeln dort in einer fremd-gleißenden Pracht als richtige Schattenpflanzen den dämmerigen Urwaldboden. Wer wollte dem Aronsstab ebenso große Wehrhaftigkeit zutrauen wie der eben verlassenen Berberitze? Das ist nun aber ein Geheimnis, das nur der Lehrer kennt, und dieser ist manchmal wohl ebenso tückisch wie die Berberitze. Mit scheinbar engelhafter Unschuld teilt er Blattstücklein an die Schüler aus und fordert sie auf, ein wenig daran zu kauen.
Kaum getan, speien die armen Geprellten die Stücklein wieder aus. Es brennt sie auf den Lippen, an der Zunge. Tausend mikroskopisch kleine Kieselsäurekristalle, in die Blattzellen als Bündel eingelagert, haben sich in die Lippen eingebohrt und verursachen nun ein minutenlanges scharfes Brennen.
An jungen Kiefern finden wir unförmlich aufgetriebene Körper grauer Blattläuse. Einige scheinen tot zu sein. Diese sind bedeutend größer als jene, die sich noch bewegen. Wir nehmen einige Zweige mit nach Hause, werden sie dort in Wasser einstellen und unter eine Glasglocke bringen. Wir haben in dieser Sache schon ein wenig Erfahrung und vermuten, daß aus den aufgetriebenen Blattläusen Schlupfwespen hervorkommen werden, was sich nach einigen Tagen auch bestätigt.
Zu Hause angekommen, ordnen wir unsere Funde in die Kartothek ein. Sie erhält wieder einige neue Blätter mit folgenden Überschriften:

1. Pflanzen mit Ameisensamen

Name	Standort	Blütezeit	Samenreife	Werden die Samen von den Ameisen angenommen? Von Garten- oder Waldameisen?

2. Frühblüher

Pflanze	Blütezeit (zur Ergänzung für den folg. Frühling)	Fundort: (Wald, Hecke, Feld?)	Bes. Einrichtung, die das Frühblühen ermöglicht:	Samenverbreitung:

3. Pflanzen, bei welchen die Blätter von unten nach oben kleiner werden

Name	Standort (sonnig, schattig?)	Blattform eiförmig, rundlich, spitz, schmal?	Die entsprechende Blattform kommt als Lichtpause oder gepreßt ins biologische Herbarium.

4. Pflanzen, die dem Wind ihren Blütenstaub anvertrauen

5. Pflanzen, die sich von den Insekten bestäuben lassen

(Beobachtungen, Versuchsanordnungen, Skizzen über besondere Blütenverhältnisse)

6. Zweihäusige Pflanzen

(Besonderer Blütenbau, Entfernung der männlichen und weiblichen Blüten voneinander, Beobachtungen über Insektenbesuch)

7. Dornen- und stachelbewehrte Pflanzen
(Probestücke auf Karton aufgenäht und als Wandtabelle ausgestellt)
8. Hängende Blüten

Name	Blütezeit	Blütenform	Beobachteter	Insekten-besuch	Bei gutem oder schlechtem Wetter?

9. Insektenfressende Pflanzen

Da sind für uns nun schon eine ganze Menge Aufgaben angepackt, die uns für weitere Lehrausflüge das Ziel angeben werden. Auf jedem Ausflug kommen weitere dazu, sodaß uns nicht bange zu sein braucht, die Ausbeute werde im Verhältnis zur aufgewendeten Zeit zu klein sein. Jede Jahreszeit deckt uns neue Fragen des pflanzlichen und tierischen Lebens auf, dergestalt, daß wir im Laufe eines Jahreskurses ein schönes Stück Leben aus unserer engeren Heimat kennen lernen.

Der eidgenössische Bundesbrief von 1291

Von Max Eberle

Es ist wohl notwendig, daß wir unseren Geschichtsunterricht auf die Ergebnisse der neueren Forschung einstellen. Wir möchten unsere Stunden aber auch so gestalten, daß der Schüler am Stofflichen Freude bekommt und Feuer fängt. Diese beiden Forderungen stellen den Lehrer vor eine zweifache Aufgabe. Einerseits hat er sich in die Forschungsergebnisse zu vertiefen; ebenso wichtig ist aber die Gestaltung dieses Wissens für den Unterricht. Der Lehrer muß versuchen, wissenschaftlichen Tatsachenberichten Leben einzuhauchen; er muß es aber auch verstehen, einen weitschichtigen Stoff auf eine klare, dem Schüler verständliche Linie zu bringen.

Als Quelle benütze ich bei dieser Arbeit ein Buch von Otto Hunziker, das zum 640. Gedenktag des eidgenössischen Bundesbriefes von 1291 erschienen ist. *) Ich möchte zeigen, wie geschichtliche Forschung und sagenhafte Überlieferung in eine Einheit zusammenfließen, und wie es möglich ist, für den Unterricht aus zwei so ganz verschiedenen Quellen zu schöpfen. Die Forschung liefert die bestimmten Tatsachen, die Sage ist an überlieferte, volksgeläufige Namen gebunden.

Die Waldstätter Talgemeinden als reichsunmittelbare Volksgemeinden. Damit die Schüler später den Sinn des erbitterten Freiheitskampfes und das langsame Werden der Eidgenossenschaft verstehen, entwickeln wir in den Geschichtsstunden die Besiedelung des Landes um den Vierwaldstättersee. Wir erzählen von den Mühen und Sorgen jener Menschen, die in diesem Lande mit dem Boden zu ringen hatten, bis er ihnen überhaupt einen Unterhalt bot. Das Erringen einer Lebensmöglichkeit erforderte nicht bloß die Anspannung einzelner Familien; denn nur gegenseitige Hilfe vermochte das Land den Menschen nutzbar zu machen. Wie unsäglich viel Arbeit kostete es, dem Walde den Boden abzuringen, aus jahrhundertaltem Wald-

*) Otto Hunziker: Der eidgenössische Bundesbrief von 1291 und seine Vorgeschichte. — Verlag von H. R. Sauerländer und Co., Aarau.

reich durch Rodung Wiesland zu schaffen, die Wildbäche und Lawinen zu verbauen, Steinschlag und Erdrutsch zu bannen. Wege, Straßen und Brücken mußten in harter Gemeinschaftsfron gebaut werden, um die Nutzung von Weide und Wald zu ermöglichen; Steinmauern und stark verflochtene Zäune erlaubten dem Vieh einen ungefährdeten Weidgang in der Nähe jäher Felswände. Hand in Hand mit der Arbeit am eigenen Grund und Boden ging immer die Arbeit für die Gemeinschaft; denn nur der Zusammenschluß vieler Arbeitskräfte konnte den Kampf gegen die gewalttätige Gebirgsnatur aufnehmen. Der Kampf blieb sich gleich, ob einer als Freier sein Heimetli bebaute, oder ob er als Unfreier, als Hofhöriger, seine Arbeitslast im Dienste eines Herrn oder eines Klosters trug. Freie und Abhängige bildeten eine Gemeinschaft, und die Abgeschlossenheit der drei Ländchen schloß die Menschen zusammen zu verbundener und verbindender Arbeit, zu einer starken Markgenossenschaft, die gemeinsam schaffend erzeugte, aber auch gemeinsam brauchte. (Markgenossenschaft als Produktions- und Konsumgemeinschaft).

Solche Gemeinschaft mußte auch hin und wieder zu Streitigkeiten über Benutzungsrecht und Grenzen führen. Die Leute sollten miteinander reden können; es war nötig, die Arbeit einzuteilen, entstandene Streitigkeiten friedlich zu schlichten. Aus solchen Bedürfnissen entstand aus der Markgenossenschaft die Gerichtsgemeinde. Alle 14 Tage, nach dem Gottesdienst in der Kirche, traten die Männer z. B. unter der Linde in Altdorf zusammen und richteten und schlichteten nach altem alemannischem Recht. Der Landammann, der die Versammlungen leitete, stammte aus dem eigenen Volke. Er kannte seine Leute, leistete die Woche hindurch die gleiche Arbeit wie alle seine Volksgenossen. Wichtige Beschlüsse wurden auf Pergament geschrieben und mit dem eigenen Landessiegel bekräftigt. Das ganze Volk nahm teil an der gesamten Verwaltung des Landes, denn außer dem deutschen Kaiser unterstanden die Waldstätte keiner Landesherrschaft.

Nur in ganz wichtigen Dingen hatte ein Gaugraf als Reichsbeamter das Recht, mitzuraten und mitzurichten. Bei schweren Verbrechen fällte die Talgemeinde den Urteilsspruch, der Graf vollzog ihn. Mit ihm wurden Grenzfestsetzungen besprochen, mit ihm verhandelte die Talgemeinde über Weg- und Brückenzölle. An diesen Landsgemeinden sprach man über die Kriegszüge im Dienste des Reiches und über die Steuerabgaben zum Nutzen des Reiches. Graf und Talgemeinde waren gleichberechtigt, weil die Talgemeinden unabhängige Gemeindewesen waren und dem Reiche unmittelbar unterstanden.

Die Habsburger.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte aber das deutsche Reich keinen starken Herrscher. Der Thron war verwaist, und das Faustrecht raubte dem Lande die Sicherheit. Kauf und Verkauf stockten, weil die Handelszüge überfallen und geplündert wurden. Und während im weiten Reichslande die Bevölkerung von den Raubrittern immer mehr bedroht und bedrängt wurde, schlossen sich die Waldstätte unter

dem Schutz ihrer Berge umso enger zusammen und erstarkten in ihrer Freiheit.

Erst als Rudolf von Habsburg deutscher König und Kaiser wurde, kam das Reich wieder unter eine starke, eiserne Hand. Faustrecht und Raubrittertum konnten von ihm nur durch eine starke Hausmacht bekämpft werden, und diese Macht erwarb sich der rücksichtslose Herrscher durch Landkauf und Tausch, durch Heirat und Erbschaft. Sein Ziel, der Mächtigste und Stärkste in den deutschen Landen zu werden, war ihm wichtiger als der gerechte Weg dazu. Die Hausmacht mußte die Königsmacht stützen, und der Bekämpfer des Faustrechts benützte eben dieses Faustrecht, um sein Ziel zu erreichen.

Daß sich König Rudolf Herrschaftsrechte anzueignen versuchte, die ihm nicht zukamen, mußten auch die Waldstätte erfahren. Seit dem Jahre 1264 übten dort die Habsburger das Gaugrafenamt aus. Dazu besaßen sie in allen drei Ländern der Waldstätte Rechte als Grundherren. Diese Grundherrenrechte wollte Rudolf von Habsburg umwandeln in eine Herrschaft über das ganze Waldstätterland. Die drei Ländchen sollten nicht reichsunmittelbar bleiben, denn zwischen die Volksgemeinden und das Reich wollte er einen habsburgischen Staat mit Landeshoheit, eigenen Herrscherrechten und neuen Steuer- und Militärrechten einschalten. König Rudolf verfolgte mit aller Härte das Ziel, seinem Sohn Rudolf ein Herzogtum oder Fürstentum zu verschaffen, in dem dieser unbehindert und willkürlich regieren sollte. Diesem neuen, eigenmächtig und ohne Recht gegründeten Habsburgerstaat sollten sich auch die Waldstätte beugen. Wohl waren es keine reichen Länder, die große Einkünfte gebracht hätten, dafür lagen sie aber im Herzen des Landes, denn durch das Urnerländchen führte die Zufahrtsstraße zum wichtigen Gotthardpaß, der Nord und Süd, Deutschland und Italien verband. Der Besitz dieses wichtigsten Alpenüberganges reizte die Machtgier der Habsburger. Langsam aber sicher wurden die Ländchen eingekreist. Im Osten lag das habsburgische Meieramt Glarus, gegen Süden drohte die Reichsvogtei Urseren, im Westen anerkannten die Luzerner die habsburgische Herrschaft, und von Norden her bedrängte der Hauptbesitz der Habsburger die Waldstättergrenzen. Zur Abrundung des habsburgischen Hausbesitzes hoffte König Rudolf auf gütigem Wege die freiwillige Anerkennung der angemaßten Hoheitsrechte zu erreichen. Die Waldstätter wehrten sich aber gegen die königliche Eigenmächtigkeit und verteidigten einig und geschlossen ihre alte, langsam erkämpfte, volksfreundliche und freiheitliche Rechtsordnung. Sie kämpften mit vollem Recht gegen gewaltsames Unrecht. Nun sollten die bäuerlichen Hartköpfe am Waldstättersee die eiserne Hand zu spüren bekommen.

Die volkstümliche Überlieferung der Unterdrückung und Befreiung.

Um die Waldstätte unter seinen Willen zu zwingen, setzte der unerbittliche König Vögte über das Land, die sich alle jene Rechte anmaßten, die vorher den Talgemeinden und dem Gaugrafen zugestanden hatten. Sie behandelten die Leute nach habsburgischem Herrschaftsrecht, das den Untertanen das Bauen fester Häuser nicht

August Bächtiger.

Die Abfassung des Bundesbriefes von 1291.

gestattete, das den Vögten erlaubte, dem Bauern die Ochsen wegzunehmen, wenn er seine Steuern nicht bezahlte, und das als altes Herrschaftssinnbild den Richterhut aufpflanzen durfte. Aber die Waldstätter w a r e n keine Untertanen und leisteten mit Recht Widerstand.

Diese vorbereitenden Betrachtungen bilden die Grundlagen für die volkstümlichen Geschichten über die Schreckensherrschaft der Vögte, die im Dienste und im Sinne eines wortbrüchigen Kaisers handelten. Das Volk kämpfte um Haus und Hof, um Recht und Freiheit gegen die kaiserlichen Eindringlinge, die die Ehre der Menschen besudelten. Und aus der Herzensnot der drei Völklein wuchs der Wille zur befreienden Tat. Dort, wo die Vögte es zu weit trieben in ihrer harten Rechtsanmaßung, dort wagte der einzelne die Auflehnung: Werner Stauffacher mit dem heimlich wühlenden Wort, Arnold von Melchtal mit dem Geißelstecken, Baumgarten mit der Axt und Tell mit der Armbrust. Diese Einzeltaten schürten den Willen des ganzen Volkes, durch die Tat das aufgezwungene Joch abzuschütteln. Und der Tod des Kaisers gab gleichsam das Signal zur Befreiung, zum Bruch der Burgen, zur Vertreibung der Kaiserlichen. Der Todestag des Unterdrückers (der 15. Juli 1291) wurde zur Vorbedingung des Geburtstages der Schweizerfreiheit. Der Zusammenschluß tat not, denn die Nachfolge Rudolfs war nicht gesichert. Was die Waldstätterleute in geheimen Aussprachen zwischen den dicken Wänden ihrer Häuser von Herz zu Herz versprochen, was sie einander in der verschwiegenen Einsamkeit der nächtlichen Rütliwiese von Hand zu Hand gelobt, das mußte nun zum offenen Bündnis werden. —

Ob wir die Befreiungsgeschichte nach dem Schulbuch erzählen, oder ob wir aus Lienerts Sagen vorlesen (Meinrad Lienert: Schweizersagen und Heldengeschichten. Verlag von Levy und Müller, Stuttgart), ob wir den Unterricht nach Gotthelfs Tellgeschichte (Jeremias Gotthelf: Der Knabe des Tell. Verlag von Otto Walter, Olten) gestalten, oder ob wir uns an Schillers Drama oder an den Tellfilm halten, — in jedem Fall werden wir das Befreiungsringen so darstellen müssen, daß die Waldstätte ihre angestammte Gemeindeherrschaft als altes, alemannisches Erbgut gegen die rechtswidrige Aufrichtung der habsburgischen Landesherrschaft verteidigten.

Die Abfassung des Bundesbriefes von 1291.

Wir betrachten das Bild von August Bächtiger *). In einer niedern Bauernstube besprechen drei Männer den Bundesbrief, der am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst der Talgemeinde vorgelesen und von ihr beschworen werden soll. Durch die Butzenscheiben dunkelt die Bergnacht. Eine Öllampe wirft ihr zitterndes Licht in die Stube. Der Schein beleuchtet die nackte Wand und blitzt in der Hellebarde, die griffbereit unter den schweren Deckenbalken hängt als Erinnerung an frühere Kriegszüge für das Reich, als drohende Mahnung an den künftigen Abwehrkampf gegen das Reich.

Es ist selbstverständlich, daß die Schüler in den Männern Walter

*) Illustration im Lesebuch für das V. Schuljahr der Volksschule des Kantons St.Gallen.

Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchtal vermuten. Der erfahrene Greis von Altdorf, der als Schwiegervater Tells sorgenvolle Tage hinter sich hat; der Schwyzer Stauffacher, der als Ammann seinem Lande dient, die linke Faust um den Schwertknauf spannt und die Rechte geballt auf den Schenkel stützt; und der unruhige Unterwaldner, dessen Geschick sich am geblendeten Vater erfüllte — diese drei Männer, verschiedenen Alters und verschiedenen Stammes, sie helfen einander, den Freiheitswillen ihrer Länder in Worte zu fassen, die der Schreiber in der Mönchskutte auf das Pergament bringt. Sie, als die Vertreter einer Schicksalsgemeinschaft, setzen den Brief für den ersten ewigen Bund auf, der einen Staat gründen soll, in dem man sich durch den Treuschwur wappnet auf einen jahrelangen Kampf gegen einen mächtigen Feind. Sie befestigen durch den Brief die geheimen, mündlichen Treuegelöbnisse.

Der Inhalt des Briefes.

1. Im Namen Gottes schließen sie ein Schutz- und Trutzbündnis, um in einer gefahrvollen Zeit das Ihrige besser zu schützen und die alten Rechte zu wahren. Mit Rat und Tat, mit Hilfe und gutem Willen, mit Leib und Gut wollen sie einander innerhalb und außerhalb der Täler helfen gegen jeden, der sie oder einen von ihnen an Leib und Gut bedroht.

2. Jede Talgemeinde gelobt der andern, ihr im Notfall beizustehen (Verteidigung, Abwehr, Schutz) gegen jeden böswilligen Angriff. Sie versprechen einander, jede Unbill zu vergelten (Angriff und Kampf) auf eigene Kosten und auf eigene Gefahr. Mit erhobener Schwurhand und ohne jeden Hinterhalt erneuern sie mit diesem Bundesbrief den früheren Treueschwur der Talleute.

3. Alle Talbewohner, die freien Bauern und die Hörigen sollen sich an diesen Beschluß halten, auch wenn sie noch einem fremden Herrn oder Kloster dienstpflichtig sind.

4. In ihren Tälern wollen sie keinen Vogt als Richter anerkennen, der sein Richteramt um Geldeswert ausübt. Sie werden auch keinen Richter aufnehmen, der nicht ihr Landsmann oder ein Talbewohner wäre. Durch die Landsgemeinde soll der Richter gewählt werden, und die Herrschaftsgewalt soll in der Hand des Volkes liegen.

5. Sollten unter den Bundesgenossen Streitigkeiten entstehen, dann müssen die verständigsten der Eidgenossen zusammentreten, um den Streit zu schlichten, oder um dem Unverträglichen entgegenzutreten und den andern zu schützen. So sollen alle Zwistigkeiten einzelner Landesteile, der Hofgenossenschaften und der Familien geschlichtet werden.

6. Wer einen andern mit Vorbedacht und ohne dessen eigene Schuld ermordet hat, der soll mit dem Leben büßen, außer er vermöchte seine Nichtschuld nachzuweisen. Und wenn er entflieht, soll er niemals wieder heimkehren dürfen. Wer aber einen Mörder aufnimmt und schirmt, wird aus den Tälern verbannt, bis ihn die Eidgenossen ausdrücklich heimberufen.

7. Wer einen Eidgenossen aus schlechtem Willen mit Brand schädigt, der soll sein Landrecht als Talbewohner verlieren. Und wer einen

Brandstifter innerhalb der Täler hegt und schützt, der hat dem Beschädigten selber Ersatz zu leisten.
8. Wenn ein Eidgenosse den andern an seinem Gut beraubt oder irgendwie schädigt, soll alles Gut des Täters, das in den Tälern zu finden ist, beschlagnahmt werden, um den Geschädigten (Schaden zufügen) zu entschädigen. (Schaden abnehmen).
9. Keiner darf das Gut seines Schuldners pfänden ohne die Bewilligung seines Richters.
10. Jedermann hat dem Richter seines Tales zu gehorchen, oder er hat nachzuweisen, welchem andern Talrichter er unterstellt ist.
11. Wenn sich aber jemand dem Spruch des Richters nicht unterzieht und daraus einem Eidgenossen Schaden entsteht, so ist es die Pflicht aller Verbündeten, den Widerspenstigen zum Gehorsam und zur Entschädigung anzuhalten.
12. Diese Bundesbeschlüsse sollen, so Gott will, ewig dauern. Sie wurden auf Anordnung der Talgemeinden abgefaßt und mit den Siegeln der Gemeinden und Täler versehen.
Also geschehen im Jahre des Herrn 1291 zu Anfang des Monats August. —
Im entwickelnden Unterricht werden bei der Betrachtung des Bildes diese Satzungen frei herausgearbeitet, vielleicht stichwortmäßig festgehalten und nachher geordnet.
Der Brief wurde an den Gerichtsgemeinden allen Talbewohnern vorgelesen und von ihnen beschworen.
Zusammenfassend enthält der Bundesbrief folgende Bestimmungen:
A. Das Schutz- und Trutzbündnis.
1. Schutz der alten Rechte.
2. Eidliche Pflicht zu gegenseitiger Hilfe.
3. Vorbehalt der Hofhörigkeit.
4. Als Richter wird nur ein Landsmann angenommen.
5. Streitigkeiten sollen geschlichtet werden.
B. Er enthält aber auch eine Reihe Rechtssätze, um den Landfrieden zu wahren und die Talleute vor Übeltätern zu schützen.
6. Mord und Totschlag.
7. Brandstiftung
8. Raub und Sachbeschädigung.
9. Pfändung.
10. Urteilsspruch.
11. Urteilsvollzug.
C. Die letzte Bestimmung verspricht die Ewigkeit des Bundes und verbrieft die Urkunde.

Das anfangs erwähnte Buch von Otto Hunziker belegt die im Aufbau dieser Arbeit verwendeten Tatsachen mit reichen Quellenangaben und sei jedem Lehrer zum vertieften Studium empfohlen. (Preis geheftet Fr. 3.—.)

Was könnte es denn für einen edleren Beruf geben als den, der Lichter anzündet in dunklen Menschenseelen, der schwache Herzen stärkt und kräftigt und der schwankenden Kinderfüßen den Weg zeigt zu ihrem Heile! Paul Keller.

Eine anregung zum rechnungsunterricht

Von Heinrich Zweifel

Es handelt sich um die unterrichtliche verbindung der hohlmaße, der gewichts- und längenmaße. Das bedürfnis zu solcher verbindung ergab sich mir aus der erfahrung, daß einzelne schüler selbst im 5. und 6. schuljahr in deren verwendung noch unsicher sind. »Zu 1 m braucht es 100 dm«, »1 hl hat 1000 l«, tönts doch noch oft in ängstlicher unsicherheit oder auch im brustton der überzeugung in das schulzimmer hinein. Und dies trotz sorgfältiger einführung der maße auf der unterstufe und ausgiebiger anwendung und übung in den anschließenden schuljahren. Nun ist die sichere verwendung der maße doch gewiß von großem praktischem wert. Was nützt die glänzendste rechenfertigkeit, wenn es nachher bei den operationen mit benannten zahlen und in der folge natürlich auch beim lösen angewandter aufgaben hapert? Es ist darum aller methodischer anstrengung wert, darin möglichst große sicherheit zu erreichen.

Welches ist die ursache des öftern versagens? Von ungenügender, oberflächlicher einführung soll abgesehen werden, denn es bedarf wirklich keines besonderen methodischen könnens, z. b. die längenmaße anschaulich darzustellen. Und es müßte schon von ärgster bequemlichkeit gesprochen werden, wenn in dieser richtung nicht das möglichste getan würde. Natürlich spielt auch oft denkfaulheit beim schüler eine rolle. Das zeigt sich dann, wenn durch einen energischen hinweis: »Stell dir doch den dezimeter und den meter vor, zeige sie, mit den händen, mit den armen!« das fehlende wissen plötzlich wieder ans tageslicht gezogen werden kann. Darüber hinaus aber liegt sicher ein mangel darin, daß jede maßgruppe nur für sich behandelt und verwendet wird. Verbindung tut not! Die erfahrung machen wir doch immer wieder: Je mehr wir imstande sind, einzeldinge und einzeltatsachen miteinander zu verknüpfen, desto sicherer haften sie in unserm gedächtnis. Die verbindung wirkt sich aber psychisch noch weiter aus: Zum einen gibt sie der einzelerscheinung größere gewichtigkeit und bedeutung, und zum andern bildet die einsicht in den zusammenhang selber wieder wertvolle erkenntnis. Die richtigkeit dieser darlegung wird durch die tägliche erfahrung so oft bestätigt, daß es sich erübrigt, sie näher zu begründen, man denke z. b. an den unterricht in sprachlehre: Wie viel anziehender und lebendiger erscheinen die hauptwortarten — zeitwort, eigenschaftswort und dingwort —, wenn das kind sieht, wie der gleiche wortstamm sich durch diese wortarten hindurch abwandeln läßt. Oder die vielerlei zusammenhänge in den realfächern! Überall geht aktiver unterricht darauf aus, zusammenhänge aufzudecken.

Solche verbindung nun läßt sich auch bei den metrischen maßen durchführen, läßt sich mit gewinn durchführen, und zwar schon im 4. schuljahr. Die verknüpfung ergibt sich ohne jede künstelei, da sich ja die dekadischen (metrischen) maße auseinander ableiten lassen. Sie ist auch so selbstverständlich, daß mir zunächst schien,

besondere ausführungen darüber seien überflüssig. Erst als mir kollegen, die auf der gleichen stufe — 4.-6. klasse — arbeiten, versicherten, sie hätten wohl auf die tatsache der verbindung schon hingewiesen, die zusammenhänge aber nicht weiter ausgewertet, erst da sah ich mich zu meinen darlegungen veranlaßt.

Ausgangspunkt ist ein kubikdezimetergefäß, am besten aus blech. Ein solches faßt bekanntlich einen liter, das heißt, der liter ist auf dessen rauminhalt festgelegt worden. Und füllen wir das gefäß mit wasser, so erhalten wir die gewichtseinheit des kilogramms. Das läßt sich ja ohne weiteres mit einem litergefäß und einer waage zeigen. Schon die einsicht in diesen zusammenhang: 1 dm^3 = 1 l = 1 kg (bei wasser) ist für den schüler anregende erkenntnis. Dabei wird man sich nicht beirren lassen dürfen durch den einwand, das körpermaß gehöre mit den körperberechnungen in die sechste klasse und nicht schon in die vierte. Es handelt sich bei dieser verwendung gar nicht um körperberechnungen, sondern nur um die bestimmte raumvorstellung kubikdezimeter, so wie man sich einen meter vorstellt oder einen gewichtsstein von 1 kg. Der ausdruck »kubik« kann leicht erfaßt werden durch seinen gebrauch bei gas und holz. Wer sich aber doch noch scheut, eine bezeichnung anzuwenden, deren wortgehalt nicht restlos erfaßt werden könnte, der nenne das ding einen würfeldezimeter und erweitere einen würfelmeter.

Es ist übrigens — das sei nebenbei gestreift — eine offene frage, ob eine raumlehre nicht auf dem holzwege ist, die sich auf die stufenfolge: punkt-linie-fläche und körper stützt. Was ist das wirkliche, das anschaubare? Der körper! Und nicht fläche und linie und punkt. (Diese im wirklich mathematischen sinne.) Das sind abstraktionen, zu deren erfassung und definition der menschliche geist einen weiten weg brauchte.

An die erkenntnis: 1 dm^3 = 1 l = 1 kg läßt sich nun eine reihe von übungen anschließen, die nach meiner erfahrung immer fröhlichen wetteifer wecken.

Das wasser steht 5 cm hoch: das sind 5 dl, und die wiegen 500 g.

2 cm, 8 cm, $7^1/_2$ cm, 1 mm: ? l und ? g.

Oder die umkehrung hievon:

Wir leeren 4 dl wasser in das gefäß: das wasser steigt 4 cm hoch und wiegt 400 g.

Oder wenn man vom gewicht ausgeht:

300 g = 3 dl = 3 cm usw. usw.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß solche übungen, oft ausgeführt, eine wertvolle anschauungsgrundlage bilden und erhöhte sicherheit in den maßvorstellungen ergeben. Noch bedeutend vielfältiger werden die übungsmöglichkeiten mit dem schritt zum kubikmeter. Ein gefäß von diesem ausmaß ist allerdings schwer zu beschaffen, es würde auch im schulzimmer zu viel platz beanspruchen und könnte wohl manchenorts kaum zur zimmertüre hereingebracht werden. Auch ein stabiler rahmen mit dem ausmaß des kubikmeters ist unbequemes sperrgut. Wir haben deshalb an unserer schule einen zusammenklappbaren holzrahmen aus einfachen latten gebastelt, dessen innere

ausmaße je 1 m betragen. Man kann, um ganz anschaulich zu sein, auf der innenseite stoff spannen, um so den richtigen hohlraum zu erhalten. Doch dürfte das bei normal begabten schülern nicht notwendig sein. An diesem rahmen ist nun zunächst aufzuzeigen, daß 1 m^3 1000 dm^3 faßt. Da sich das wirklich darstellen und immer wieder nachprüfen läßt, bedeutet es auch für den viertkläßler nichts unfaßbares. Ist diese tatsache klargelegt, so kann wieder vielfältige übung einsetzen, wobei sich zuerst die reihe 1 m^3 = 1000 l = 1000 kg herausschälen muß. Und dann kanns losgehen!
Das wasser steht 50 cm hoch — es sind 500 l, und die wiegen 500 kg, 1 cm hoch = 10 l = 10 kg, 1 mm = 1 l = 1 kg.
Oder vom hohlmaß aus:
1 hl = 1 dm hoch = 1 q,
und vom gewicht her:
2 q = 2 dm = 2 hl.
Übrigens eine indiskrete zwischenfrage: Hat sich nicht mancher den hektoliter wasser etwas größer vorgestellt als nur 1 dm hoch auf 1 m^2 fläche? Mir ist es wenigstens so ergangen, als ich den hektoliter zum erstenmal räumlich klar erfaßte. Und mit dem doppelzentner macht man beim nachprüfen seiner vorstellung die gleiche erfahrung.
Wie leicht lassen sich auf die dargelegte weise auch übungen in den 4 grundoperationen anschließen:
Es sind 3 hl im gefäß; man leert 50 l nach: Wie hoch? wie schwer? Oder schwieriger: Das wasser steht 30 cm hoch; man leert 2,50 hl nach. Usw.
Man sieht: ein weites feld, auf dem sichs lustig in rechnerischen streifzügen tummeln läßt, immer mit dem ziel möglichst großer sicherheit in der anwendung der maße.
Wenn nun so die drei maße mit ihren gliederungen gleichsam auf einen nenner gebracht werden, läßt sich den mängeln in der beherrschung des einen oder andern von dieser und jener seite aus beikommen, es stehen immer zwei, drei türlein offen. Aber noch ein anderes glaube ich mit diesen übungen zu erreichen, ein formales: Die fähigkeit zur raumvorstellung wird gestärkt. Indem man die metrischen maßvorkommnisse immer wieder auf den kubikdezimeter und den kubikmeter zurückführt, müssen diese raumeinheiten zu festen vorstellungen werden. Dies kommt wiederum den körperberechnungen zu gute, und die verbindung mit dem jeweils entsprechenden wassergewicht erleichtert für später das erfassen von wasserdruck-verhältnissen, was für manche praktische einsicht wertvoll ist. Ja, wir sind bei solchen Übungen schon ohne besondere schwierigkeit auf das spezifische gewicht gekommen. Das geht doch weit über das verständnis eines elf-zwölfjährigen hinaus! Nein, das geht nicht zu weit, wenn der schüler einigermaßen geübt ist in raumvorstellungen.
Aber, — und damit komme ich noch auf einen einwand, der sich aufdrängen muß — aber, schafft die dargelegte verbindung nicht etwa verwirrung? Gewiß, sie kann das und wird es dann tun, wenn nicht innerhalb der einzelnen maße schon eine erkleckliche klarheit

besteht, und wenn die angeregten übungen nicht sorgfältig dosiert und aufgebaut werden. Die umsetzungsübungen sind also auch immer wieder ein untrüglicher maßstab dafür, ob die maße wirklich »in fleisch und blut« übergegangen sind.

Bildersprache und Redensarten

Eine Lektionsfolge für die Mittel- und Oberstufe Von Jakob Kübler

»Heidi, hat dir deine Mutter auch schon Beine gemacht?« Die Kinder wissen im Augenblick nicht recht, was diese Frage, die ihnen so unvermittelt aufgetischt wird, bedeuten soll. Sie lächeln und sehen mich fragend an. Es ist eben das erstemal, daß wir uns eingehend mit dem lebhaften Ausdruck, jenen formelhaften Redewendungen und bildlichen Ausdrücken beschäftigen wollen.

Ich sage: Jedenfalls erinnere ich mich noch lebhaft daran, wie mir in meiner Jugendzeit etwa Beine gemacht wurden! »Aha!« Jetzt verstehen sie. Heidi sagt: »Als ich letzthin am Morgen früh nicht aus dem Bette wollte, rief die Mutter: »Soll ich dir Beine machen?«

Deine Mutter wollte mit dieser merkwürdigen Redensart wohl etwas Besonderes sagen.

Heidi: »Ich solle mich sputen, es sei höchste Zeit aufzustehen.« Ich glaube, in diesem Ausdruck liegt noch etwas mehr, du hast es gewiß am Ton der mütterlichen Rede gemerkt.

»Ja, sie wollte mir drohen, es setze etwas ab, wenn ich nicht gehorche.«

Seht, der Ausdruck »Beine machen« wird heute bildlich gebraucht. Er stammt aus jener Zeit, in der man begann, künstliche Gliedmaßen herzustellen. Bekam z. B. ein Kriegsinvalider ein künstliches Bein, dann konnte er wieder gehen, man hatte ihm Beine gemacht. Heute heißt »Beine machen«: Dringend zur Arbeit antreiben, drohend zur Eile mahnen, hinter einem her sein! Ein Bauer macht seinen trägen Ochsen auch »Beine«, und ich habe euch doch im Rechnen auch schon »Beine gemacht«.

»Und du, Heidi, hast du auch schon der Sündenbock sein müssen?« In Heidis Wortschatz kommt dieser Ausdruck noch nicht vor. Eine andere aber meint: »Ich muß daheim oft der Sündenbock sein, ich bin eben das älteste Kind.« — Sprich weiter, damit alle dich verstehen! »Ja, wenn etwas los ist, dann muß ich immer schuld sein, wenns schon nicht stimmt, die Mutter sagt, ich sei die älteste, ich sollte am meisten Verstand haben.« So ist's, wer für andere büßen muß, der ist der Sündenbock. Nach einigen Beispielen und Beiträgen anderer Kinder erkläre ich, daß dieser Ausdruck von jenem alttestamentlichen, religiösen Brauch der Austreibung des Sündenbockes herrühre, was die Kinder sehr interessiert.

»Soll ich noch mehr solcher Fragen stellen?« »Ja, ja, ja.«

»Gut, Trudi, warst du auch schon ein Leimsieder?«

Wie sie jetzt lachen! Über den »Leimsieder« wissen alle Bescheid. Wir nehmen Beispiele entgegen, ich erkläre, fasse zusammen und gebe die Bedeutung des Ausspruches in einem klaren Satz.

Durch die kurze Behandlung dieser 3 ersten Fragen ist die Klasse in eine erwartungsfreudige Stimmung gekommen, alle sind bei der Sache und wollen weiteres hören.
So stelle ich denn weiter solche Fragen:
Hast du auch schon Pech gehabt?
Hat man dir auch schon den Kopf gewaschen?
Hast du auch schon aus einer Mücke einen Elefanten gemacht?
Hast du dein Herz auch schon an etwas gehängt?
Hast du auch schon Lunte gerochen?
Hast du auch schon etwas im Schilde geführt?
Hat dein Vater auch schon andere Saiten aufgezogen?
War dein Vater auch schon gut im Strumpf?
Wem ist schon reiner Wein eingeschenkt worden?
Wer hat sich schon auf dem Holzweg befunden?
Hat man noch nie zu dir gesagt: Wisch vor der eigenen Türe?
Wer war schon einmal in der Klemme?
Ist eure Mutter auch schon aus der Haut gefahren?
Wer hat schon einmal kein Blatt vor den Mund genommen?
Wer hat sich schon einmal den Mund verbrannt?
Wem ist schon das Herz in die Hosen gefallen?
Habt ihr euch noch nie nach der Decke strecken müssen?
Habt ihr noch nie der Mutter euer Herz ausgeschüttet?
Haben wir in der Schule auch schon leeres Stroh gedroschen?
Wer sich in Wort und Schrift lebhaft und anschaulich ausdrücken will, benützt gern diese bildlichen Redensarten. Auch Schüler sollten sie in ihren schriftlichen Arbeiten bei guter Gelegenheit anwenden lernen. Darum habe ich mir vorgenommen, meine Klasse in etwa 3-4 Unterrichtsstunden mit solchen anschaulichen Redensarten bekannt zu machen, und ich darf sagen, es waren köstliche, fröhliche Stunden, in denen die Schüler freudig mitarbeiteten und dabei tiefe Einblicke in die Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der deutschen Sprache bekamen.
Als 2. Übung gab ich folgende leichte Einsetzübung an der Wandtafel:
Er schafft wie ein —. Er ißt wie ein —. Er heult wie ein —. Er raucht wie ein —. Er schläft wie ein —. Er schimpft wie ein —. Er paßt auf wie ein —. Er lügt wie —.
Das geht ja wie am —. Das geht mir wider den —. Er tut, wie wenn er am — —. Das ist mir verleidet wie — —.
Der merkt nichts, man muß ihm mit dem — winken. Hört doch unsern Peterli, er baut wieder —. Der Schelm gehört hinter — — —. Dem haben wir das — gelegt. (Nach Greyerz.)
Im Anschluß an diese Einsetzübung und deren Besprechung wußten die Schüler auch mancherlei bildliche Ausdrücke zu nennen, die sie von zu Hause mitgebracht hatten, meist waren es aber Zwillingsausdrücke wie: Mit Ach und Krach, mit Haut und Haaren, über Stock und Stein, durch Mark und Bein, angst und bang, klipp und klar, usw.
Um nun noch tiefer in den Sinn der bildhaften Ausdrücke einzudringen, bot ich an der Wandtafel folgende Erzählung, in welche ich,

wo immer es anging, eine lebhafte Redewendung einfügte. Die Erzählung will also nicht in erster Linie Muster guter Prosa sein, sie verfolgt lediglich den Zweck, den Sinn der verschiedenen bildlichen Ausdrücke innerhalb eines Sprachganzen zu klären. Wir lasen das Stück, unterstrichen die bildlichen Redewendungen und deuteten sie.

Ein Kuhhandel.

Mein Onkel war ein kluger Mann. Selten ließ er sich einen Bären aufbinden, er war viel zu schlau. Wenn er zu Markte fuhr, sagte er zu seiner Frau: »Hab keinen Kummer, Lisi, ich kaufe keine Katze im Sack, ich bin nicht so blind wie mein Nachbar Jost, der alte Pechvogel, der jedem Betrüger ins Garn läuft.«

Einmal aber gings meinem Onkel trotz aller Vorsicht doch schief, als er nämlich dem hartgesottenen (in allen Wassern gewaschenen) Jakob Schwendener ein schlechtes Kühlein abkaufte. Zu Hause erst wurde der Onkel gewahr daß ihm dieser Schwindler Sand in die Augen gestreut hatte. Das Kühlein entpuppte sich als ein mindestens 14 jähriges Tier, das fast keine Milch gab.

»Aber Johannes, wo hast auch deine Augen gehabt,« spottete seine Frau, »gelt, jetzt hast doch einmal einen Denkzettel bekommen, ja, ja, einmal muß jeder sein Lehrgeld bezahlen.«

Der Onkel, der zuerst ganz aus dem Häuschen war und schimpfte wie ein Rohrspatz, schrieb sichs aber hinter die Ohren und sagte zu seiner verständigen Frau: »Einmal hat mir der Betrüger das Fell über die Ohren gezogen, aber von jetzt an nie mehr! Das nächste Mal führt er mich nicht mehr hinters Licht, ich will ihm schon auf die Finger sehen.«

Wirklich, der Onkel fiel nicht mehr auf einen Schwindel hinein, und bald hatte er diese Scharte wieder ausgewetzt.

Auch die folgende Erzählung warb bei den Schülern für bildliche Ausdrücke:

Ein Quacksalber.

In unserer Nachbarschaft hauste ein sonderbarer alter Kauz, vor dem ich in meinen Bubenjahren einen Heidenrespekt hatte. Wir Jungen samt und sonders, aber auch viele Erwachsene, fürchteten den mürrischen Griesgram wie das Schwert, denn es ging das Gerücht, er könne mehr als Brot essen.

An Winterabenden, wenns draußen stürmte und toste, erzählte man sich am behaglichen Ofensitz die haarsträubensten Geschichten vom »Geisterhannes« — so nannte ihn der Volksmund —, daß es uns Jungen, die wir mäuschenstill hinhorchten, heiß und kalt den Rücken herunterlief. Wenn auch vielleicht etwas dick aufgetragen, so entbehrten diese Schauermären nicht eines wahren Kerns, denn Geisterhannes war ein unglaublich geschickter Quacksalber. Er fabrizierte eine Salbe, eine fabelhafte Universalsalbe, die gegen bösartige Geschwüre und hartnäckige Leiden gleich gute Dienste leistete. Wenn alle Mittel des Dorfarztes einem Übel nicht mehr zu steuern vermochten, wenn die Leute schon mit einem Fuß im Grabe standen, dann wurde in zwölfter Stunde die Salbe des Geisterhannes angewendet.

Es ist begreiflich, daß die Ärzte der ganzen Gegend auf den Geisterhannes nicht gut zu sprechen waren. Sie sagten, der verschrobene Alte sei ein geriebener Schwindler, der es faustdick hinter den Ohren habe, und alle die angeblichen Heilungen seien purer Hokuspokus. Die geretteten Leute aber glaubten steif und fest an ein Wunder, nahmen alles für bare Münze, und immer wieder besuchten bresthafte Menschen in ihrer Not den Alten, allerdings hinter dem Rücken des Arztes. Sie fürchteten den Alten zwar wie den Leibhaftigen, saßen in seinem schwarzen Stübchen wie auf Nadeln und kriegten unter des Geisterhannes Blicken eine Gänsehaut um die andere.

Alle jene Leute, die schon einmal dem Tod in die Augen gesehen hat-

ten und nach seiner Behandlung genesen waren, vertrauten dem Hannes blind und behaupteten, er hätte seine Weisheit aus dem 6. und 7. Buch Mose bezogen. Die aber noch nie seine Hilfe hatten in Anspruch nehmen müssen, sagten keck, er stünde mit dem Teufel im Bund, er habe sich der Hölle mit Haut und Haaren verschreiben müssen.

Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß der Alte, gefürchtet und gemieden, zu einem freudlosen Dasein verurteilt war. Er blieb ungeschoren, denn selbst die gerissensten Nachtbuben hätten es nie und nimmer gewagt, ihm bei Nacht und Nebel einen Streich zu spielen, aus Furcht, es könnte ihnen kurzerhand an den Kragen gehen. Selbst biedere Männer, die sonst gern das große Wort führten, getrauten sich in später Stunde nicht an des Alten Haus vorbei, sie wollten um keinen Preis ihre heile Haut zu Markte tragen. Diese Hasenherzen, deren es in jeder Ortschaft eine stattliche Anzahl gibt, zogen es vor, auf Umwegen heimzukehren. Sie handelten also klug nach dem alten Sprichwort: »Wit vom Gschütz git alt Chriegslüt.« — Nach Jahr und Tag starb der Geisterhannes, völlig vereinsamt und arm wie eine Kirchenmaus. Er war steinalt geworden.

* * *

Als wir uns in der nächsten Deutschstunde an einen neuen Aufsatz heranmachten, sagte ich zu den Schülern: Versucht jetzt nicht nur einen Ausrufsatz, einen Fragesatz und die direkte Rede in eure Arbeiten hineinzubringen, wendet jetzt auch solch bildliche Ausdrücke an, ihr habt ja nun eine schöne Anzahl kennen gelernt. Viele befolgten den Rat und brachten richtige und gutgewählte alte Redewendungen in ihren Aufsätzen unter.

Es regnet

Ein Beitrag zum Heimatkundeunterricht auf der Mittelstufe

Von Wilhelm Reichart

A. Heimatkundeunterricht

1. Wenn es regnet. Das ist ein Wetter heute! Endloser Regen rauscht vom Himmel herunter. Die Tropfen schlagen so dicht an die Fenster unseres Schulzimmers, daß wir kaum mehr bis zur Straße hinaus sehen können. Von den Dächern rieselt und plätschert es, im Garten tropft das Wasser von allen Büschen und Bäumen, auf dem Schulhof entstehen kleine Pfützen, der Boden ist ganz schmutzig und aufgeweicht. Dabei sieht es gar nicht aus, als ob es bald besser werden wollte. Soweit wir sehen, erscheint uns alles grau in grau. Heute regnet es sicher nicht bloß bei uns, sondern auch in U., K. und E. und noch weit darüber hinaus. Der Regen trifft ein ganz großes Stück des Landes, wir haben heute einen richtigen Landregen. Nicht immer ist das so. Manchmal regnet es noch bei uns, wenn in K. drüben schon wieder die Sonne scheint. Dann trifft der Regen nur ein kleines Stück Erde. Man sagt, er fällt nur auf einen schmalen Landstrich, und nennt ihn dann einen Strichregen. Auch die Regentropfen selbst sind recht verschieden. Oft fallen große, schwere Tropfen zur Erde nieder. Ganz dicht kommen sie daher, klatschen gegen unsere Fensterscheiben, trommeln auf die Dächer und auf die Regenschirme und haben im Nu alles patschnaß gemacht. So ein Regen dauert aber meistens nicht lange; bald kommt die Sonne wieder hervor. Man

möchte meinen, da wäre am Himmel oben eine Wolke geplatzt und hätte alles Wasser auf einmal auf die Erde heruntergeschüttet. Die Leute reden dann von einem Platzregen. Ein andermal dagegen sind die Tropfen wieder viel feiner und kleiner. Sie stürzen auch nicht so rasch zur Erde wie die großen, sondern schweben leise und langsam herab, so etwa, wie feine Stäubchen sich zu Boden senken. Solch ein Regen heißt darum Staubregen.

Draußen regnet es immer noch weiter. Wir bemerken, wie sicher die Regentropfen alle ihren Weg finden! So (Geste) fallen sie vom Himmel herunter, ganz schön senkrecht. Wenn der Wind ginge, würde es freilich gleich ein wenig anders aussehen. Dann fielen die Regentropfen nicht senkrecht, sondern schräg herab. Da drüben treffen sie auf das Dach unseres Schuppens auf. Sie rutschen über die schiefe Fläche herab und purzeln in die Dachrinne. In der laufen sie weiter fort, bis sie an den Rand kommen und nun wieder, platsch, auf die Erde hinunterstürzen. Wie kommt es denn nur, daß alle Regentropfen auf diese eine Seite der Dachrinne zulaufen? Sie könnten doch auch dort hinüberlaufen oder vielleicht gar oben auf dem Dache sitzen bleiben! Die Kinder wenden ein, das gehe nicht, weil die Wassertropfen immer bergab laufen müssen, immer dorthin, wo es am tiefsten ist. Wir versuchen das gleich einmal mit Hilfe unserer Schiefertafel. Aus dem nassen Schwamm lassen wir ein paar Tröpflein Wasser auf die Tafel fallen. Solange wir sie waagrecht halten, rühren sich die Tröpflein nicht. Sobald wir die Tafel aber etwas nach abwärts neigen, laufen sie wirklich sofort dorthin, wo es am tiefsten ist. Genau so machen es auch die Regentropfen da draußen. Darum bleiben sie im Garten nicht auf den Blättern der Bäume hängen, sondern fallen von einem Blatt zum andern immer tiefer herunter, bis es nicht mehr tiefer geht, bis sie endlich auf den Boden gekommen sind.

2. Woher die Regentropfen kommen. Die Regentropfen kommen vom Himmel herunter. Aber wenn der Himmel »wie ausgekehrt« ist, hat es noch nie geregnet. Nur wenn Wolken oben stehen, kann es regnen. Die Regentropfen kommen also nicht eigentlich vom Himmel herunter, sondern aus den Wolken herab. Heute decken die Wolken den ganzen Himmel zu. Sie sind grau und lassen die Sonne gar nicht mehr durchscheinen. Das sind richtige Regenwolken. Manchmal stehen aber auch ganz dunkle, schwarze Wolken am Himmel, die recht unheimlich aussehen. Wenn die aufsteigen, eilen die Leute rasch von den Feldern nach Hause; denn dann kommt meistens ein Gewitter. Diese schwarzen Wolken sind Gewitterwolken. Am schönsten sind die kleinen, weißen Wölkchen, die einer Herde weißer Schäfchen oder weißen Federchen gleichen. Das sind die Feder- oder Schäfchenwolken.

Gerne schauen die Kinder manchmal den Wolken zu. Fast jede hat eine andere Gestalt. Die eine sieht aus wie ein hoher Berg, die andere wie ein riesig großer Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, eine dritte könnte man für das Gesicht einer Hexe halten, eine vierte für ein wunderschönes Schloß. Wenn man nach einiger Zeit wieder zum Himmel hinaufschaut, sehen die Wolken schon wieder ganz an-

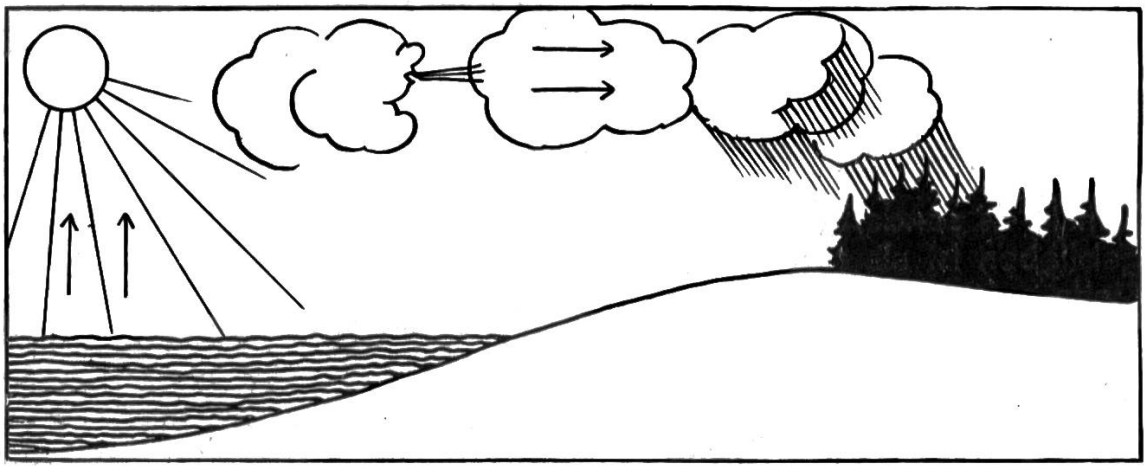
ders aus. Sie ändern oft rasch ihre Form. Auch bleiben sie nicht immer am gleichen Platz stehen. Manchmal ziehen sie langsam am Himmel dahin, manchmal jagen sie rasch vorüber, da stoßen zwei zusammen und dort wird eine in mehrere Stücke auseinandergerissen. Der Wind ist es, der sie so vor sich hertreibt, der sie immer vorwärts schiebt und nicht zur Ruhe kommen läßt.

3. Wie die Regentropfen in die Wolken hineinkommen. Ja, das ist eine sonderbare Geschichte, die nicht so leicht zu verstehen ist. Alle Tage in der Frühe müssen die Schüler doch ihren Tafelschwamm naß machen. Eben haben sie es wieder getan. Dabei war er gestern nach Schluß der Schule noch ganz schön feucht. Aber heute in der Frühe hat man schon nicht mehr das geringste davon gemerkt. Das Wasser, das in unserm Schwamm drinnen war, ist über Nacht vollkommen verschwunden. Und so geht es alle Tage mit unserm großen Tafelschwamm und auch mit den kleinen Schwämmchen. — Jetzt nehmen wir einmal den nassen Schwamm und fahren damit über unsere Wandtafel. Da bleibt ein feuchter Strich zurück. Aber schauen wir doch nur hin! Der wird ja immer schmäler und schmäler, und jetzt ist er gar nicht mehr zu sehen! Wieder ist das Wasser spurlos verschwunden. — Nun denken wir daran, wie die Mutter Wäsche aufhängt! Auch da ist jedes Stück noch feucht, jedes hält noch ein bißchen Wasser fest. Wenn aber die Mutter nach einigen Stunden wieder kommt, sind sie alle trocken. Ebenso trocknet die Tinte in unseren Tintengläsern ein, auch wenn wir gar nichts davon verschreiben, die nassen Straßen trocknen wieder, der Boden trocknet aus, wenn es lange Zeit hindurch nicht regnet, das Wasser im Weiher und im Bächlein nimmt dann ebenfalls ab. Wenn irgendwo ein Tröpflein Wasser sitzt, verschwindet es mit der Zeit. Wir sagen: Das Wasser verdunstet.

Das geht nun meistens ziemlich langsam. Wir können aber auch dafür sorgen, daß das Wasser etwas rascher verdunstet. Wenn wir die feuchte Tafel hin- und herbewegen, trocknet sie schneller, als wenn wir sie still liegen lassen. Genau so geht es, wenn wir auf die feuchte Tafel tüchtig hinblasen, oder wenn wir über der Tafel ein Blatt Papier rasch hin- und herbewegen. Ähnlich machen es die Kinder ja hie und da mit ihren Heften, damit die Tinte rascher trocknen soll. Am schnellen Trocknen ist der Wind schuld, der dabei entsteht. Darum ist auch die Mutter so froh um den Wind, wenn sie Wäsche zum Trocknen aufhängen muß. — Nun können wir aber auch noch auf eine andere Art das Wasser rascher verdunsten lassen. Wir schreiben mit Tinte ein paar Worte auf ein Blatt Papier und halten die feuchte Schrift über eine brennende Kerze. Schon ist die Schrift trocken. Die Mutter hängt besonders nasse Wäschestücke gern am warmen Ofen auf. Die Feuchtigkeit auf der Straße verschwindet sehr schnell, wenn die Sonne recht heiß vom Himmel herunterscheint. Das Wasser verdunstet also besonders rasch, wenn der Wind geht, oder wenn es recht warm ist.

Wohin kommt aber das verdunstete Wasser? Wir können nichts davon sehen, und doch wissen wir, was daraus wird. Wir brauchen nur

einmal dorthin zu gehen, wo das Wasser besonders schnell verdunstet, vielleicht in die Küche, in der eben ein Topf mit Wasser überm Feuer steht. Das Wasser kocht und sprudelt, aus dem Topf steigt heißer, grauer Dampf empor. Dieser Dampf war vorher Wasser. Wasser und Feuer vertragen sich aber nicht gut miteinander. Wenn die zwei zusammenkommen, werden aus den Wassertropfen lauter winzig kleine Wasserbläschen, so ungefähr wie ihr aus Seifenwasser Seifenblasen bilden könnt. Nur viel, viel kleiner sind die Wasserbläschen, so klein, daß man eins allein überhaupt gar nicht sehen kann. Wie die Seifenblasen steigen auch sie in die Höhe. Wenn aber in der Küche alle Fenster und Türen geschlossen sind, kommen sie nicht weit. Wir sehen, daß sich überall Wassertropfen ansetzen. Fenster und Wände sind kalt; darum kriechen die Wasserbläschen dort fest zusammen und werden wieder zu Wassertropfen, wie ja auch jede Seifenblase nach einiger Zeit zerplatzt und als großer Tropfen wieder auf die Erde zurückfällt.
Nun können wir uns wohl auch erklären, wie die Regentröpflein in die Wolke kommen. Wir wollen uns das gleich gemeinsam aufzeichnen. Auf der Erde gibt es viel Wasser. Davon verdunstet immer etwas. Dann werden aus den Wassertropfen Wasserbläschen. Die steigen in die Höhe und sammeln sich dort oben zu Wolken an. Der Wind treibt die Wolken vor sich her. Dabei kommen sie manchmal in eine Gegend, wo die Luft nicht mehr so warm ist. Dann drängen sich die Wasserbläschen zusammen und werden wieder zu Wassertropfen. Die können aber nicht mehr in der Luft droben bleiben, sondern fallen herunter auf die Erde: Es regnet.



Der Kreislauf wird vervollständigt, wenn wir anschließend von Quelle, Bach und Fluß sprechen.

4. Wie die Regentropfen arbeiten. Auf unserem Kirchweg, der teilweise ziemlich steil ist, hat der Regen deutliche Spuren zurückgelassen. Von den höher gelegenen Rändern führen viele kleine Rinnsale nach der Mitte zu, wo sie sich zu einer größeren Rinne vereinigen. Diese Rinne hat das Regenwasser ausgegraben. Wenn es abwärts fließt, reißt es feine Sandkörnchen und kleine Steinchen mit sich fort. Oben an den Rändern hatte es noch nicht viel Kraft. Da waren ja auch erst wenige Wassertröpflein beisammen. Darum sind die Rinnen dort schmal und nicht besonders tief. Weiter unten aber

haben schon viele Wassertropfen zusammengeholfen. Die konnten deshalb auch mehr Erde mit sich fortführen. Die Rinnen sind darum breiter und tiefer geworden. Für größere Steine waren sie freilich immer noch zu schwach. Die sind mitten in der Rinne liegen geblieben. Aber während sie vorher von feineren Erdteilchen fast ganz bedeckt waren, sind sie nun unterspült und bloßgelegt.

Nun gehen wir auf unserem Weg noch ein Stück weiter abwärts, wo er nicht mehr so steil ist. Hier hat das Wasser den Sand und die Steinchen wieder auf dem Boden liegen lassen, zuerst die gröberen, schwereren Teile, dann die leichteren und zuletzt den ganz feinen Schlamm. Da ist ihm wohl die Kraft ausgegangen; denn es ist nur dann stark, wenn es recht rasch fließen kann. Das war aber hier nicht mehr möglich.

5. Wohin die Regentropfen verschwinden. Mehrere Tage nach dem Regenfall ist der Boden fast überall wieder ziemlich getrocknet. Wohin sind denn nur die vielen Regentropfen inzwischen gekommen? Nun, wir wissen ja bereits, wie es dem Wasser ergeht, wenn es frei daliegt. Es verdunstet nach und nach. Der Wind und die Sonne helfen dabei mit. So ist auch ein Teil unserer Regentropfen inzwischen sicher verdunstet. Etwas anderes haben wir auf unserm Kirchweg beobachten können. Wir haben da gesehen, daß das Wasser nicht auf den Wegen und Straßen liegen bleibt, sondern abfließt. Damit wissen wir auch, wohin ein weiterer Teil der Regentropfen gekommen ist. Den Rest der Regentröpflein aber müssen wir wieder an einer anderen Stelle suchen. Wir graben in unserm Garten ein kleines Loch in die Erde und entdecken dabei, daß es da unten noch ziemlich feucht ist, feuchter als an der Oberfläche. Ein Teil des Regenwassers ist also auch in die Erde eingedrungen. Es hat sich durch die vielen kleinen Löchlein hindurchgezwängt, die sich zwischen den Erdkrümchen befinden. Man sagt, es ist in die Erde eingesickert.

Nun ist es sonderbar, daß an manchen Stellen die Erde viel feuchter geblieben ist als an anderen Orten. Wir suchen eine solche feuchte Stelle auf einem nahegelegenen Acker auf. Da sind vom letzten Regen her sogar noch kleine Wasserlachen stehen geblieben. Der ganze Boden ist durchtränkt von Feuchtigkeit. So viel Wasser steckt da drinnen, daß gar keines mehr hat einsickern können, und daß es deshalb oben liegen geblieben ist. Wir versuchen auch hier ein Loch zu graben und finden, daß das gar nicht so leicht geht. Die Erde ist zäh. Sie bleibt an unseren Schuhen hängen und hat eine gelbbraune Farbe. Es ist Lehm. Nun gehen wir auf ein anderes Grundstück, das schon ziemlich stark trocken ist. Hier sieht die Erde ganz anders aus. Sie gibt viel leichter nach, ist locker und bleibt nicht so an unseren Schuhen hängen. Sie besteht aus lauter Sandkörnern, vermischt mit Steinchen. Es ist Sandboden, was wir hier sehen. Da können die Wassertropfen freilich leichter durchschlüpfen und rascher in die Tiefe hinunterkommen. Darum ist auch hier vom Regen nicht mehr so viel zu merken wie dort. Der Lehmboden hält das Wasser lange fest, der Sandboden läßt es rasch durchsickern.

B. Sprachliche Auswertung.

1. Lesen. a) Geeignete Teile aus dem Buch von Sophie Reinheimer »Von Sonne, Regen, Schnee und Wind«.

b) Gedichte: Wenn's regnet. (Aus: Emil Weber, Sonne und Wind.) — Regenwetter. (Aus: Otto Zimmermann, Kinderland, Bd. 2.) — Regentropfen (Sprechchor von Karl Hahn, Februarheft 1933 der Neuen Schulpraxis, Seite 76).

2. Sprechübungen. Wertvolle Anregungen dazu bietet der Aufsatz »Regenwetter« von Justine Sprunck im Juliheft 1934 der Neuen Schulpraxis, Seite 246.

3. Sprachlehre. a) Gewinnung des Stoffes. Wir überlegen uns, was alles naß wird, wenn es regnet, und schreiben die gefundenen Wörter auf: der Hut, die Jacke, das Kleid, der Mantel, der Schirm, das Hausdach, der Schulhof, der Gartenzaun, die Hecke, der Weg, die Straße, die Wiese, das Feld . . .

b) Verarbeitung des Stoffes. Wir üben mit Hilfe entsprechender Fragen den Gebrauch der vier Fälle des Dingwortes. Was alles naß wird: der Hut, die Jacke, das Kleid, der Mantel . . . Nichts bleibt trocken: kein Fleckchen des Hutes, der Jacke, des Kleides, des Mantels . . .
Wo wir Regentropfen sehen: am Hut, an der Jacke, am Kleid . . . Wohin die Regentropfen fallen: auf den Hut, auf die Jacke, auf das Kleid . . .

Wer?	Wessen?	Wem?	Wen?
Der Hut wird naß.	Kein Fleckchen des Hutes bleibt trocken.	Wir sehen Regentropfen an dem Hut.	DieRegentropfen fallen auf den Hut.

c) Erweiterung des Stoffes.
Werfall: Wer sich über den Regen ärgert (der Postbote, der Polizeimann, der Handwerksbursche, der Ausflügler, der Sommerfrischler).
Wesfall: Was bei Regenwetter naß wird (das Dach des Hauses, der Zaun des Gartens, der Boden des Waldes, die Wäsche der Mutter).
Wemfall: Wo die Regentropfen manchmal hängen bleiben (am Baum, am Strauch, am Zweig, am Halm, an der Wäscheleine).

Wenfall: Was die Leute tun, wenn sie verregnet nach Hause kommen (den Schirm aufspannen, den Mantel aufhängen, die Kleider ausziehen, die Strümpfe trocknen, die Schuhe wechseln).

4. Rechtschreiben. a) Wörter aus dem Sachgebiet: Wolken, Regen, Tropfen; Lache, Pfütze, Schmutz; tröpfeln, rieseln, stürzen; fallen, gießen, schütten; plätschern, klatschen, trommeln; dunkel, trüb, kühl; feucht, naß, schmutzig.

b) Das »ie« im Sachgebiet: Die Regentropfen fielen aus den Wolken in die Tiefe — auf die Ziegel des Daches — an den Giebel des Hauses — auf die Zwiebeln und Radieschen im Garten — auf den Flieder am Zaun — auf das Gefieder der Vögel — auf die Tiere im Freien — auf die Straßen, Felder und Wiesen.

c) Diktat. Es regnet: Der Himmel ist trübe. Die Wolken hängen

tief. Die Bäume biegen sich im Winde. Da fängt es auch schon zu gießen an. Viele Regentropfen fallen auf die Erde nieder. Die Kinder können nun draußen nicht mehr spielen. Im Nu ist alles naß, die Ziegel am Dache, der Briefträger auf der Straße, das Vieh auf der Wiese.

5. Freie Aufsätze. a) Als ich einmal vom Regen überrascht wurde. b) Regenwetter (Beobachtungen der Schüler an den Fenstern des Schulzimmers).

Der allgemeine und der treffende Ausdruck

Von Hermann Burkhardt

Die Aufgabe, Beobachtungen, Vorstellungen, Gedanken nicht nur einzeln, sondern in ihrem Zusammenhang in eine klare und ansprechende Form zu kleiden, ist eine der schwersten, die die Schule dem Kinde stellt. Es ist daher ganz begreiflich, daß der junge Aufsatzschreiber immer wieder zu Ausdrücken Zuflucht nimmt, deren Bedeutungskreis weit, deren Anwendung vielseitig, deren Gebrauch daher bequem ist. Daß solche Ausdrücke im Leser nur unscharfe Vorstellungen wecken, ist nicht ihr einziger Nachteil. Die vielseitige Anwendungsmöglichkeit verführt den Aufsatzschreiber leicht zu häufigem, wiederholtem Gebrauch desselben Ausdrucks; seine Sprache wird langweilig, eintönig. Der Lehrer, der einen guten Aufsatzunterricht erteilen will, darf sich nicht damit begnügen, solche Stilfehler im Schülerheft einfach anzustreichen, er muß seinen Schülern positive Hilfe leisten, indem er ihnen die treffenden Ausdrücke suchen hilft und sie so eine bessere Form erarbeiten läßt. In vielen Sprachlehrmitteln finden wir Übungen mit diesem Zweck, meistens bestehen sie aber aus Sätzen, die jedes inhaltlichen Zusammenhangs entbehren. Und doch ist für die Wahl des Ausdrucks selten nur der Inhalt eines einzelnen Satzes ausschlaggebend; die Vorstellung einer bestimmten Situation oder der Zusammenhang eines Geschehnisses mit vorausgegangenen Ereignissen sind von großem Einfluß. Die Übungen, die hier folgen, stellen einen Versuch dar, den Schülern der Oberstufe Gelegenheit zu bieten, in kleineren inhaltlichen Einheiten Ausdrücke allgemeinerer Bedeutung durch treffendere zu ersetzen.

Die unterrichtliche Behandlung kann auf verschiedene Weise erfolgen. Worin die Aufgabe besteht, erkennt der Schüler, nachdem er einige Sätze einer Übung vernommen hat. Die einfachste Bearbeitung besteht darin, daß der Lehrer den Schülern die Übung vorliest oder an die Tafel schreibt und sie nun die treffenden Ausdrücke einfach suchen läßt, mündlich oder bei der Umarbeitung im Heft. Lehrreicher wird die Arbeit, wenn wir für jede zu ändernde Stelle Vorschläge aus der Klasse entgegennehmen, diese an der Tafel zusammenstellen und daraus endlich den besten Ausdruck heraussuchen. Das Kind kommt dadurch zu der Erkenntnis, daß unsere Sprache für viele Begriffe nicht nur einen, sondern mehrere treffende Ausdrücke aufweist, zwischen denen oft nur ganz geringe Bedeu-

tungsunterschiede bestehen. Durch das Verständnis dieser Unterschiede wird das Sprachgefühl geschult, und es geht dem Kind der Blick auf für den unerschöpflichen Reichtum unseres Wortschatzes. Ein Beispiel: In der Übung »Schulreisemorgen« steht der Satz: »Wie ich aus dem Zimmer ging, ging schon die Mutter in die Küche, um mir eine Tasse duftenden Kaffee zu bereiten.« Für das zweite »ging« schlugen die Schüler vor: begab sich, trat, verschwand . . . in, eilte, hastete. »Eilte« wird als das beste beurteilt. Lehrer: »Begründet«. Schüler: »Der Knabe muß früh auf dem Bahnhof sein; die Mutter muß sich beeilen.« Lehrer: »Und hasten?« Schüler: »Hasten ist zu aufgeregt, zu nervös«. Lehrer: »Sie muß aber nicht nur rasch gehen; es ist noch früh, alle andern Leute im Hause schlafen noch.« Schüler: »Sie muß auch leise gehen.« Ein Schüler schlägt »schleichen« vor. Gelächter der Mitschüler. Lehrer: »Schleichen ist doch ein leises Gehen.« Schüler: »Man kann auch langsam schleichen.« »Die Katze schleicht auf den Vogel zu«. »Der Dieb schleicht.« »Schleichen heißt verstohlen gehen oder gar heimtückisch.« Schließlich wird »huschen« als der Ausdruck gefunden, der schnelles und zugleich leises Gehen bezeichnet.

Man wird in den Übungen Sätze antreffen, bei denen die Schüler nach einigem Suchen einsehen, daß der »verpönte« Ausdruck nicht wegzuschaffen ist, ohne daß der geänderte Satz gesucht, gekünstelt klingt. Der Schüler kommt zu der Erkenntnis, daß die Sprache keine wertlosen, völlig entbehrlichen Wörter schafft, daß auch die behandelten allgemeinen Ausdrücke ihr Daseinsrecht haben, wo sie ihren Zweck erfüllen. Verwerflich sind nur deren gedankenlose Anwendung und die langweilenden Wiederholungen. Natürlich wird es in jeder Klasse Schüler geben, in deren Aufsätzen der Lehrer auch nach der Behandlung der folgenden Übungen noch oft auf »sagen«, »es hat« usw. stoßen wird. Aber jeder Schüler wird nun wenigstens gleich erkennen, was der rote Strich unter einem solchen Ausdruck bedeuten soll, und in welcher Art die Korrektur zu erfolgen hat. Unermüdliche Korrektur in dieser Richtung wird die beste Ergänzung der Übungen sein.

Neue Schlittschuhe.

Der treffende Ausdruck für haben.
»Was h ä t t e n Sie gern?«
»Könnte ich ein Paar Schlittschuhe h a b e n ?«
»Gerne! Wir h a b e n darin eine große Auswahl. Wir h a b e n verschiedene Formen für Knaben und Mädchen.«
»Unser Jüngster soll sie zu Weihnachten h a b e n.«
»Gut. Wir h a b e n solche mit Klammern und solche zum Festschrauben. Welche Art h a b e n Sie lieber?«
»H a b e n Sie solche, deren Klammern man seitlich anziehen kann. Diese Art h ä t t e ich am liebsten.«
»Welche Schuhnummer h a t Ihr Junge?«
»Ich h a b e einen Schuh bei mir, damit Sie den Schlittschuh anpassen können.«
»Da h a b e ich gerade ein Paar in der gewünschten Art und Größe.«
»Ja, aber ich h a b e diese spitze Form nicht so gern, h a b e n Sie keine gebogenen?«
»Doch, diese h a b e n wir auch. H a b e n Sie einen Augenblick Geduld. Ich h a b e sie hinten im Magazin . . .
. . . Da h a b e n wir sie.«

»Gut, diese möchte ich haben. Haben Sie auch wollene Sportstrümpfe?«
»Nein, aber an der Ecke dort drüben hat es ein Geschäft, wo Sie das Gewünschte haben können.«
»Danke. Was habe ich zu bezahlen?«
»Zwölf Franken . . . Danke.«
»Ich habe noch eine Bitte. Haben Sie vielleicht einen Ausläufer, der mir das Paket nach Hause bringen kann. Ich habe noch etliches zu besorgen, da wäre ich froh, wenn ich dieses Paket nicht bei mir haben müßte.« »Haben Sie deswegen keine Sorgen! Wenn Sie heimkommen, werden Sie das Paket zu Hause haben.«

Auf dem Hügel.

Der treffende Ausdruck für haben und sein.

Droben, auf luftiger Höhe, hat es freundliche, schattenspendende Bäume. Darunter hat es ein paar rohgezimmerte Bänke. Von diesem stillen Plätzchen aus hat man eine prächtige Aussicht. Gleich da unten, am Fuße des Abhangs, ist das Dörfchen. Da hat es eine Anzahl behäbiger Bauernhäuser und ein altes Kirchlein. Am ganzen Abhang bis zu unseren Füßen, hat es freundliche Rebberge und fruchtbare Beerenpflanzungen.

Jenseits des Dörfchens hat es saftiggrüne Wiesen und dunkelbraune Äcker. Die zahlreichen Bäume haben die Äste voll reifender Früchte. Der Bauer, der am Sonntag durch sein Land spaziert, hat große Freude an den rotbackigen Äpfeln und den saftstrotzenden Birnen.

In dem weiten Talboden ist ein leuchtendes Band. Es ist der Fluß, an dessen Ufern wir an heißen Sommertagen stundenlang sind, nachdem wir uns in seinen Fluten erfrischt haben. Jenseits des Flusses hat es sanfte, grüne Erdwellen, hinter ihnen sind waldige Bergkuppen, und in blauer Ferne, den Horizont bildend, sind die leuchtenden Spitzen der Alpen.

Uberall wird gearbeitet.

Der treffende Ausdruck für machen.

Der Maurer macht ein Haus. Der Zimmermann macht den Dachstuhl. Der Schreiner macht Tische, Stühle und Kasten. Der Schneider macht Kleider. Der Schuhmacher macht Schuhe. Der Töpfer macht schöne Gefäße. Der Schmied macht den Pferden Eisen an die Hufe. Er macht auch Reifen an die Räder. Der Kaufmann macht Geschäfte. Der Bäcker macht Brot. Die Mutter macht den Haushalt. Sie macht die Zimmer. Sie macht uns schmackhafte Speisen. Sie macht Früchte ein. Sie macht uns Strümpfe. Sie macht die Wäsche. Wir Schüler machen auch etwas. Wir machen Rechnungen. Wir machen Aufsätze. Wir machen Zeichnungen. In der Pause machen wir Spiele. Daheim machen wir unsere Aufgaben.

Sommermorgen.

Der treffende Ausdruck für tun und machen.

Wie wohl tut uns doch so ein herrlicher Sommermorgen! Schon wenn wir die Augen aufmachen, hören wir die Triller der munteren Vögel. Ihr lebhafter Gesang macht unser Herz ganz freudig. Viel leichter als sonst macht man sich an einem solchen Morgen aus dem Bett. Was tut es, daß das Waschwasser noch etwas kalt ist, es macht uns nur um so frischer.

Schon hat sich der Vater auf den Weg zur Arbeit gemacht. Da will ich machen, daß ich nicht der letzte bin. Die Mutter hat den Morgenkaffee übergetan und macht alles zum Essen bereit. »Mutter, was kann ich tun, bis es Zeit ist, zur Schule zu gehen?« »Nimm den Besen und mache den Platz vor der Haustüre rein!«

Da draußen ist's schön, der Sonnenschein tut einem so wohl. Da tut man seine Arbeit gern. »Mutter, es ist schon gemacht!« »Gut, kommt, der Kaffee ist gemacht, tut euch gütlich daran!«

Am Zürichsee.

Der treffende Ausdruck für sein, haben, machen, gehen.

Nach einem Gang durch die Stadt bin ich gerne ein Stündchen draußen an unserem See. Dem Ufer entlang hat es herrliche Anlagen. Unter mächtigen, dicht belaubten Bäumen hat es bequeme Bänke. An schönen Sommertagen sind da unzählige Spaziergänger. Ihr Blick geht über die tiefblaue Wasser-

fläche, auf der es da und dort ein blendend weißes Segel h a t. Am nahen Landungssteg i s t ein bewimpeltes Dampfboot. Die sommerlich bunten Kleider der Passagiere m a c h e n das Boot ganz festlich. Diese wollen wahrscheinlich eine Vergnügungsfahrt m a c h e n.
Auf beiden Seiten des Sees h a t e s sanftgewölbte Bergzüge. An ihren Abhängen h a t e s eine ununterbrochene Kette von helleuchtenden Dörfern, während auf ihren Rücken saftige Wiesen, fruchtbare Baumgärten und dunkle Tannenwälder s i n d. Und jenes stille Glänzen in ferner Höhe! Dort s i n d die Schneeberge, die jeden Sommer tausende von Stadtleuten zu frohem Wandern a n m a c h e n.
Wer könnte hier s e i n, ohne Freude zu h a b e n an der Schönheit unserer Heimat!

Schulreisemorgen.

Der treffende Ausdruck für gehen.
Brrr! Der Wecker neben meinem Bett g i n g herunter. Schnell g i n g ich ans Fenster. Kein Wölklein stand am Himmel; ein frischer Morgenwind g i n g. Flugs g i n g ' s in die Kleider! Noch nie seit den letzten Ferien war das Anziehen so rasch g e g a n g e n. Wie ich aus dem Zimmer g i n g, g i n g die Mutter schon in die Küche, um mir eine Tasse duftenden Kaffee zu bereiten.
Bald g i n g ich frohen Mutes auf den Bahnhof. Eben g i n g die Sonne auf. Auf dem Bahnhof g i n g es schon lebhaft zu. Züge kamen an und g i n g e n fort. Scharen von Leuten, die in früher Morgenstunde an ihr Tagewerk g i n g e n, g i n g e n durch die Hallen. Ich g i n g an die Stelle, wo wir uns versammeln sollten. Sobald alle beisammen waren, g i n g der Lehrer mit uns auf den Bahnsteig. Er g i n g auf einen Schaffner zu, um nach unserem Wagen zu fragen. »In den vordersten Wagen,« lautete die Antwort. Eilends g i n g e n wir nach vorn. Schon g i n g das erwartete Gedränge los, da jeder zuerst hinein g e h e n wollte. Doch der Lehrer g i n g zur Treppe, und nun mußten wir, einer nach dem andern, ordentlich hinein g e h e n.
Natürlich g i n g e n wir sofort an die Fenster. Wenn's doch nur endlich los g i n g e! Uns g i n g dieses Warten viel zu lange. Noch immer g i n g der Schaffner draußen ruhig hin und her. Doch jetzt g i n g er auf die Wagen zu und begann die Türen zu schließen. Ein leichter Ruck g i n g durch die Wagenreihe. Und nun g i n g ' s hinaus aus den dunkeln Hallen, hinaus aus der grauen Stadt, hinaus in die weite Welt!

Auf dem Bahnhof.

Der treffende Ausdruck für sagen.
Der Schnellzug nach St.Gallen steht am vierten Bahnsteig des Zürcher Hauptbahnhofes. Ein Schaffner spaziert vor den Wagen hin und her, stets bereit, den fragenden Reisenden Bescheid zu s a g e n.
»Fährt dieser Zug nach Frauenfeld?« s a g t ein Bauersmann.
»Nein,« s a g t der Schaffner, »wir fahren nach St.Gallen,« s a g t aber gleich noch: »Sie können bis Winterthur mitfahren und dort gleich umsteigen.«
»Stellen Sie meinen Koffer in dieses Abteil!« s a g t ein Herr zu einem Dienstmann.
»Dieser Zug fährt doch nach Rorschach?« s a g t er zum Schaffner.
»Nur die vordersten Wagen; sie sind angeschrieben,« s a g t der Schaffner zu ihm.
Der Reisende s a g t dem Dienstmann, er solle den Koffer nach vorn tragen und geht davon.
Der Zugführer tritt herzu. Die beiden Angestellten s a g e n ein paar Worte zueinander.
Eine alte Frau mit einer Reisetasche s a g t zu den beiden:
»Gilt diese Fahrkarte für diesen Schnellzug?«
»Nein, sie gilt nur für zuschlagsfreie Züge,« s a g t ihr der Zugführer, »haben Sie keine Zuschlagskarte?«
»Ach nein! Und jetzt reicht ja die Zeit nicht mehr, um eine zu lösen,« s a g t die Alte.
»Sie können mir den Zuschlag im Zug bezahlen,« s a g t der Schaffner zu ihr.
Der Zugführer geht nach vorn, um dem Abfertigungsbeamten zu s a g e n, daß der Zug fahrbereit sei.

Zwei Frauen stehen noch auf dem Bahnsteig und s a g e n einander ihre Neuigkeiten.
»Einsteigen, bitte!« s a g t der Schaffner zu ihnen. Da s a g e n sie einander endlich Lebewohl.
Der Zug setzt sich in Bewegung. Da eilt noch ein dicker Herr daher.
»Nicht mehr einsteigen, wenn der Zug fährt!« s a g t der Abfertigungsbeamte zu ihm. »Wohin wollen Sie?«
»Daß mir das passieren muß! Dieses Pech!« s a g t der Dicke.
»Nach Winterthur will ich,« s a g t er endlich zum Angestellten.
»In einer halben Stunde fährt wieder ein Zug dorthin,« s a g t der Angestellte zu ihm, und während der Reisende davongeht, s a g t er vor sich hin: »Unbegreiflich, daß es immer wieder Leute gibt, die wegen einer halben Stunde ihr Leben aufs Spiel setzen!«

Aus dem Handwerkerleben

Wortschatzübungen für die Mittel- und Oberstufe

Von Hans Ruckstuhl

Für Wortschatzübungen läßt sich oft prächtig in den Realien anknüpfen. Von überall her lassen sich Brücken bauen ins Reich der Begriffe. — Behandelt man beispielsweise das mittelalterliche Zunftwesen, so ergeben sich wohl allerlei Wissenslücken auf dem vielgestaltigen Gebiet des Handwerks. Wo könnte sich nun eine bessere Gelegenheit bieten, eine Brücke von dem geschichtlichen Stoff zum Deutschunterricht zu schlagen? — Je nachdem wird natürlich das eine Mal die geschichtliche, ein andermal die naturkundliche und ein drittes Mal die geographische Betrachtung ein Hintertürchen zu Übungen im Wortschatz auftun.
Letzthin vernahm ich, daß manche Kollegen Wortschatzübungen pflegen als direkte Vorbereitung auf ein bestimmtes Aufsatzthema. Lauert da nicht die große Gefahr des Verbalismus? Wenn auch solche Übungen auf Grund eigener Beobachtungen gepflegt werden sollen, so doch nicht im Hinblick auf eine unmittelbar nachfolgende eigenschöpferische Arbeit. Ziel und Zweck dieser Übungen sollen vielmehr sein: Lockerung des passiven Wortschatzes, dessen Bereicherung und Klärung, damit das Kind dann zu gegebener Stunde, die vielleicht erst nach Monaten oder Jahren kommt, im schriftlichen sowie im mündlichen Ausdruck Bescheid weiß, und gerade als Folge dieses reichen und klaren Wissens den Aufsatz als schöne und willkommene, vielleicht gar ersehnte Arbeit empfindet.
Nachfolgend nun im Anschluß an die schon in früheren Heften dargebotenen Übungen einige aus dem Handwerkerleben.

ÜBUNGEN.

Von den Handwerkern.

K e n n s t d u s i e? Den Ellenreiter (Schneider), den Pechhengst oder Pechdraht (Schuster), den Mehlwurm (Bäcker), die Mehlhose (Müller), den Hobeloffizier oder Leimrat (Schreiner), den Hundsgerber (Schmied) usw. (Necknamen für Handwerker).
A u f z ä h l u n g a n d e r e r H a n d w e r k e r! Küfer, Glaser, Schlosser, Seiler, Sattler, Wagner, Gärtner, Maler, Metzger, Dachdecker, Kaminfeger, Uhrmacher, Steinhauer, Gerber, Hafner, Zim-

mermann, Lackierer, Dekorateur, Tapezierer, Drechsler, Bürstenbinder, Spengler, Steinmetz, Mechaniker usw.

Wie und was sie arbeiten. Der Gärtner gräbt im Schweiße seines Angesichtes, der Schlosser schwingt mit wuchtiger Hand den Hammer, der Maler führt mit sicherer Hand den Pinsel, der Dachdecker klettert mit Lebensgefahr auf dem Dach herum, der Metzger schwingt das Schlachtbeil, der Glaser zerschneidet mit scharfem Diamant die Fensterscheibe, der Kaminfeger reinigt singend den Schornstein usw.

Wo arbeiten sie? Der Steinmetz auf dem Bauplatz, der Maler im Atelier oder auf dem Baugerüst, der Schlosser an der Werkbank, der Dekorateur im Schaufenster, der Metzger im Schlachthaus, der Hufschmied unterm Vordach, der Plattenleger in der Küche, der Maurer am Neubau, der Küfer in seiner Werkstatt, der Schleifer am Schleifstein usw.

Ihr zu verarbeitender Stoff. Er besteht aus Eisen, Stahl, Holz, Glas, Messing, Kupfer, Ton, Gummi, Blech, Gold, Stein, Lehm, Gips, Zinn, Blei, Leder usw.

Die angefertigten Gegenstände sind eisern, stählern, hölzern, kupfern, tönern, bleiern, blechern, irden, messingen, ledern usw.

Der geplagte Handwerker. Man kann bei ihm etwas bestellen, abholen, verlangen, kaufen, zahlen, ausbessern, reparieren, erneuern lassen, reklamieren, ihn um einen Rat bitten, ihm ins Handwerk pfuschen, sein Lager besichtigen usw.

Sprichwörter und Redensarten.

Handwerk hat goldenen Boden. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Übung macht den Meister. Jeder ist seines Glückes Schmied. Schuster, bleib bei deinen Leisten! Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Wer Pech angreift, besudelt sich.

Er legt alles auf die Goldwaage. Du mußt vor die rechte Schmiede gehen. Er war gut beschlagen. Er versteht sein Handwerk. Ich werde ihm sein Handwerk legen. Er will mir etwas am Zeuge flicken. Es ist Wasser auf seine Mühle. Da muß man aufpassen wie ein »Häftlimacher«. Alles über einen Leisten schlagen. Sie schmieden einen Plan. Das schlägt dem Faß den Boden aus. Er kommt stets geschniegelt und gebügelt. Er hat sich ins eigene Fleisch geschnitten.

Bildliche Ausdrücke aus Handwerk und Gewerbe. Leimsieder (langweiliger Mensch), Salbader (langweiliger Schwätzer), Pflastertreter, Ränkeschmied, Blech; etwas anzetteln, verzetteln, durchhecheln, einen versohlen, durchgerben, verwichsen, verwalken, vermöbeln, durchbläuen; zusammenschustern, verwursteln, anspinnen, anschneiden (z. B. eine Frage), verzapfen, vernagelt, verschroben, geschraubt, verbohrt, ungehobelt, ungeschliffen, hausbacken, hartgesotten, vierschrötig usw.

Wozu sie ihre Glieder brauchen. Der Schmied seinen Arm zum Bearbeiten des Eisens, der Spengler seinen Fuß zum Treten, der Zimmermann seine Schultern zum Tragen schwerer Bal-

ken, der Müller seinen Rücken zum Schleppen der dickbäuchigen Säcke, der Uhrmacher sein scharfes Auge bei der optischen Feinarbeit usw.

Der Schneider.

Was der Schneider tut. Schneiden, schneidern, einfädeln, die Nähte plätten, zuschneiden, messen, Kleider anmessen, das Maß nehmen, Ärmel einsetzen, säumen, Knöpfe annähen, die fertigen Kleider dämpfen, Schiffchen füllen, die Nähmaschine treten, alte Kleidungsstücke ausbessern, die drängenden Kunden befriedigen, ihren Wünschen entsprechen usw.

Sein Werkzeug. Fingerhut, Schere, Stecknadeln, Nähnadeln, Nadelkissen, Wachs, Kreide, Bandmaß, Nähmaschine, Bügeleisen, Elle, Bürste usw.

Was er verfertigt. Anzüge, Kleider, Hosen, Röcke, Überzieher, Westen, Gehrock, Frack, Regenmäntel, Kittel, Staubmantel, Knie-, Reit-, Pump-, Über-hosen usw.

Wo man den Schneider findet. An der Nähmaschine, am Bügelbrett, auf dem Werktisch, auf dem Kundenfang, beim Einkauf von Stoffen, vor dem Schaufenster des Herrenkleidergeschäftes usw.

In der Arbeitsstube des Schneiders. Auf dem Arbeitstisch: Halbfertige Kleider, bunte Stoffresten, zerknittertes Maßbüchlein, Knöpfe, Druckknöpfe, Zwirn, Seide, Schnallen, Knopfschachteln, zusammengerollte Journale, Bleistiftstummel, Bänder, Stecknadeln usw. An den Wänden: Modebilder, Steckdose fürs Bügeleisen, allerlei Scheren; auf dem Boden: Stoffabfälle, zerbrochene Nähnadeln usw.

Die Wortfamilie »schneiden«. Wurzelwort: Schneiden. Stammwörter: Schneide, Schnitt, Schnitz. Zweigwörter: Abschneiden, anschneiden, ausschneiden, beschneiden, durchschneiden, einschneiden, verschneiden, zuschneiden; schneidern, schnitzen (angestrengt oder künstlich schneiden), schnitzeln; Abschnitt, Anschnitt, Aufschnitt, Ausschnitt, Durchschnitt, Einschnitt, Querschnitt, Längsschnitt usw.

Schneide, Schneise (ausgehauener breiter Weg oder Steig im Walde, Durchhau), Schneider, Schnitzel, Schnitter, Schnitzer (fehlerhafter Schnitt); schneidig. Zusammensetzungen: Haarschneider, Gesichter-, Grimassenschneider, Brettschneider, Beutelschneider (Taschendieb, Spitzbube), Steinschneider; Leibschneiden (Bauch-, Magenschmerzen); Schneidezähne, Schneidereisen, Schneidergesell, Schneidermeister, Schneiderzunft, Futterschneidmaschine; Schnittmusterbogen, Schnittwaren, Schnittlauch, Schnittblume, Schnittpunkt, Schnittsalat; Scherenschnitt, Holzschnitt, Linolschnitt, Herrenschnitt, Brotschnitte; Apfelschnitz, Schnitzbank, Schnitzmesser, Schnitzschule, Holzschnitzer, Kalbsschnitzel, Schnitzeljagd, Schnitzelbank usw.

Das Schneiden in Sprichwort und Redensart. Getreide, Korn, die Ernte schneiden — der Wind und der Frost schneiden ins Gesicht — aus fremdem Leder Riemen schneiden — sich mit dem Messer schneiden — Gesichter, Grimassen, Fratzen,

Faxen, ein Jammergesicht, eine spöttische, gleichgültige Miene schneiden — Brot, Glas, Stroh, Futter, Blech schneiden — der Diamant schneidet das Glas — die scharfe Schnur schneidet in den Finger — einem wie aus den Augen, wie aus dem Gesicht geschnitten sein — Linien, Kurven, Wege, Straßen, Gräben schneiden sich — etwas schneidet mir ins Herz, durch die Seele — schneidender Ton in der Rede — schneidender (greller) Pfiff — im schneidenden (grellen) Widerspruch damit — schneidendes Weh — er schneidet auf — fein geschnittenes Gesicht — orientalisch geschnittene Augen — er friert wie ein Schneider — es ist ein Schnitter, der heißt Tod.

Der Schmied.

Allerlei Schmiede. Es gibt: Anker-, Klein-, Gold-, Kupfer-, Wagen-, Zirkel-, Waffen-, Huf-, Grob-, Messer-, ja sogar Ränkeschmiede.

Vieles schafft seine Eisenhand. Er bearbeitet das Eisen, schmiedet, beschlägt ein Pferd, schwingt seinen Hammer, schlägt auf den Amboß, hämmert Metallstücke, er biegt sie, streckt, verkürzt, verdickt, zerschneidet, schrotet, schweißt sie; er zieht den Blasbalg, tritt auf die Stange, klopft das Hufeisen zurecht, krümmt glühendes Eisen, bohrt Löcher, feilt Eisenstücke, schleift schartige Beile, er hält das Hufeisen mit der Zange, steckt es ins Feuer, schürt nach, er schabt den Huf aus, entnimmt das Eisen dem Feuer, feilt es ab, klopft die Nägel fest, läßt den Motor anlaufen usw.

Werkstattmusik. Ketten klirren, der Blasebalg bläst und schnauft, die Riemen surren, treiben die Drehbank, den Schleifstein, der Hammer dröhnt, das Wasser zischt, das Feuer knistert usw.

Das ist ein Zischen, Knistern, Surren, Sausen, Stampfen, Rasseln, Klirren, Klingen, Poltern, Rumpeln, Klopfen, Blasen, Rufen und Surren.

Ist er nicht ein besonderer Mann? Er ist groß, kräftig, stark, derb, sehnig, geschickt, unermüdlich, arbeitsam, rußig, rauchgeschwärzt usw.

Seine Diener bei der Arbeit. Esse, Schraubstock, Meissel, Hämmer, Setzhämmer, Amboß, Blasebalg, Zangen, Drahtzange, Flachzange, Kneifzange, Blechschere, Lötkolben, Eisensägen, Schleifstein, Bohrer, Lochbohrer, Nagelbohrer, Schneckenbohrer, Spiralbohrer, Schneidebohrer, Hohleisen, Stift, Schraube, Durchschlag, Rundfeile, Spitzfeile, Zirkel, Zollstock, Feuerzangen usw.

Was in der Schmiede herumliegt. Eisenstücke, Nägel, krumme Eisenstangen, rostige Drahtreste, zerbrochene Ofentüren, schwere Schienen, stumpfe Pflugscharen, schmutzige Eimer, dünne Blechtafeln, alte und neue Hufeisen, Schraubenkisten, Sensenblätter, Reifen, Bänder aus Eisen, Wagenachsen usw.

Vor der Schmiede. Neue Wagen, Mähmaschinen, Pflüge, Sensen, Eggen, Walzen usw.

Der beklagenswerte Lederschurz. Er ist voller Löcher, Teerflecken, Ölflecken, Fett- und Rußflecken, Eisenspäne usw.

In der brennenden Esse: Glühende Kohlen, Asche, Funkenregen, Flammen, Rauchwolken, Wärme und Hitze.

Der Schuster.

Hast du schon zugeschaut? Wenn er sohlt, sticht, schneidet, klopft, flickt, nagelt, heftet, näht, glättet, Zwecke ins Leder bohrt, mißt, hämmert, poliert usw.

Schau dir die Schuhe an! Sie sind zerrissen, schlecht, elegant, gut, schwer, undurchlässig, lang, klein, zierlich, gewichst, breit, schmutzig, alt, durchlöchert, niedergetreten, schiefgelaufen, gestickt, geschnürt, wasserdicht usw.

Jeder findet etwas für seinen Geschmack. Seien es Schnürstiefel, Holzschuhe, Sandalen, Bergschuhe, Halbschuhe, Tanzschuhe, Filzschuhe, Stoffschuhe, Gummischuhe, Schneestiefel, Finken, Pantoffeln, Marschschuhe, Hausschuhe, Herren-, Damen-, Frauen-, Kinderschuhe, Ballschuhe, Schlappen, Schnallenschuhe, Lackschuhe, Wasserschuhe, Sportschuhe usw.

Schuh-Allerlei. Schuhwerk. Teile des Schuhes: Oberleder (Vorderblatt), Sohle (Brandsohle), Absatz, Zunge, Ösen, Stifte, Haken, Spangen.

Wissen, wo einen der Schuh drückt — alle Schuhe über einen Leisten schlagen — die Kinderschuhe austreten — einem etwas in die Schuhe schieben — einem die Schuhe austreten (sich an seine Stelle drängen) — an der Armut will jeder die Schuhe wischen.

Zusammensetzungen. Schuhbürste, Schuh-laden, -krem, -macher, -nagel, -nestel, -plattler, -riemen, -putzer, -schmiere, schnalle, -sohle, -wichse, -werk, -zeug, -waren.

Auf Meister Pechdrahts Arbeitstisch. Lampe, Raspel (der Feile ähnliches Werkzeug), Ahlen, Schusterkugel, Nägel, Schuhknöpfe, Schustermesser, Schachteln mit Holz- und Eisenzwecken (Art Stift oder Nagel), Schnürhaken, Lederabfälle, Schusterpech, Pechdraht, Schwärze, Hämmer usw.

Das Bild vom Schuhmacher: Die grüne Arbeitsschürze, der gekrümmte Rücken, die auf die Nase heruntergeschobene Brille, die geflickten Hosen, der schwarze Pechdraht, die knochigen, pechbesudelten Hände, der von der Pfeife schiefgezogene Mundwinkel, das blaugestreifte, fleckige Arbeitshemd usw.

Der Schreiner.

Mit Hobel und Säge. Der Schreiner verfertigt: Tische, Schreibtische, Stühle, Schränke, Schemel, Särge (Totenschreine), Gestelle, Büffette, Fensterrahmen, Bücherschränke, Bänke, Kästchen, Blumenständer, Nachttischchen, Bettstellen, Kommoden, Waschtische, Wiegen, Spiegelrahmen, Radiotischchen, Servierbretter, Besteckkästen usw.

Was seine Hand führt: Hobel, Säge, Hobelmaschine, Bohrer, Schlichthobel, Bandsäge, Fuchsschwanz, Hammer, Stemmeisen, Feile, Holzraspel, Zwinge, Nagelbohrer, Zange, Durchschlag, Zirkel, Meter, Stift usw.

Seine vielseitige Tätigkeit: Sägen, hobeln, leimen, hämmern, stechen, zusammenfügen, messen, raspeln, feilen, zeichnen, Pläne entwerfen, Wasser in den Leimtiegel gießen, lasieren, lackieren,

einspannen, durchbohren, zuspitzen, legen, holen, klemmen, schrauben, schneiden, stemmen, kitten, nageln, tragen usw.
Was es in der Schreinerei alles zu sehen gibt: Halbfertige Möbelstücke, Maschinen, Hobelbänke, Nagelkisten, Werkzeugkästen, Schraubstöcke, Sägen, Leisten, Latten, Stäbe, Rundholz, Furniere usw.
An den Wänden hängen vielerlei Sägen. Der Boden ist ganz mit Hobelspänen übersät. Die Decke ist vom Rauch des Ofens schwarz angelaufen. In der Ecke lehnen Bretter aus Tannen-, Buchen-, Eichen-, Nußbaum-, Kirschbaum-Holz. Usw.
Holzallerlei. Zündholz (Streich-, Schwefelholz), Brennholz, Bauholz, Querholz, Schlagholz, Nutzholz; hölzern, holzig, holzen, Hölzlein, Gehölz, Holz-apfel, -arbeiter, -art, -bau, -frevel, -fuhr, -gerät, -hacker (-hauer), -händler, -haufen, -käfer, -klotz, -kohle, -markt, -nagel, -schnitt, -schnitzerei, -schuh, -weg, -wurm. — Wie man ins Holz ruft, schallt's wieder. — Auf dem Holzweg sein.
Werkstattgerüche. Es riecht nach siedendem Leim, nach Tannen-, Lärchen-, Eichenholz, nach Lack, nach frischen Hobelspänen, nach Rauch, nach Petroleum usw.
Wie des Schreiners Arbeiten den Lebensweg des Menschen begleiten. Wiege, Bett, Stuhl, Wanderstab, Tisch, Lehnstuhl, Totenschrein.

Der Bäcker.

Backwörter. Backofen, Backtisch, Backwerk, Backhitze, Backmulde, Backmaschine, Backpfanne, Backschaufel, Backstein, Backstube, Backtrog.
Womit es der Bäcker zu tun hat. Mehl, Hefe, Milch, Salz, Butter, Kümmel, Sauerteig, Eier, Fett, Mandeln, Früchte, Wasser, Backpulver usw.
O die guten Sachen! Gugelhopf, Torte, Leckerli, Bonbon, Konfekt, Marzipan, Berliner Pfannkuchen, Biskuit, Fladen Krapfen, Lebkuchen, Gleichschwer, Waffel, Zwieback, Königskuchen usw.
Wie schmeckt's? Das Backwerk ist: Süß, überzuckert, gezukkert, honigsüß, zuckersüß, appetitlich, delikat, fein, köstlich, lecker, pikant, verlockend, wohlschmeckend, neubacken, altbacken, frisch, warm, fade, weich, hart usw.
Wählerische Feinschmecker. Sie gehen zum Zuckerbäcker, in die Feinbäckerei, ins Café, in die Konditorei, in den Tea-Room usw.
Da braucht's starke Arme! Zum Einheizen, Kneten, Einschieben, zum Austragen des Brotes, zum Herumschleppen der Mehlsäcke usw.
In der Backstube. Da trifft man: eine Teigmaschine, eine Knetmaschine, einen Backtrog, verschiedene Schüsseln, Tüten, eine Waage mit Gewichtsteinen, Hefe, eine Salzbüchse, Zuckerbüchsen, ein Mehlsieb, einen Mehlkübel, Mehlstaub, einen Mehlbesen, Backpulver, Brotlaibe usw.
Allerlei Mehl. Gerstenmehl, Weizenmehl, Roggenmehl, Maismehl, usw.

Kennst du das Brot? Roggenbrot, Feinbrot, Graubrot, Schwarzbrot, Grahambrot usw. Seine Teile: Rinde, Krume.
Es liegt auf der Hand, daß Übungen wie die über den Bäcker nur klärend und fruchtbringend wirken können, wenn der Schüler selbst einmal eine Backstube besucht hat, wenn ihm wenigstens einmal die ihm unbekannten Dinge, mit denen das Bäckerhandwerk zu tun hat, zu Gesicht gekommen sind. Hier wird unmittelbare Anschauung zur Notwendigkeit.

Lebendige Sprechübungen

in der 2. Klasse Von Hedwig Naef

1. Ich pflücke, du pflückst, er pflückt . . .

Zwei Anregungen gaben den Anstoß zu den hier folgenden Sprechübungen. Der Frühling mit seinen Blumen und Bäumen stand im Mittelpunkt unseres Unterrichtes. Wir betrachteten Frühlingsblumen, malten solche und schrieben ihre Namen auf. Ich zog auch die Mainummer 1932 der Neuen Schulpraxis — mit dem Aufsatz von A. Steiner: Kind und Frühling — zu Rate und fand dort folgende Sprachübungen: Was die Kinder mit den Blumen machen: pflücken, abreißen usw.; Sätzchen mit ich, du, er —; Sätze mit Namen: Hans pflückt ein Veilchen; Sätzchen in Ein- und Mehrzahl.
Da kam mir der Gedanke, nach diesen kurzen Angaben eine ganze Gruppe von Sprechübungen auszubauen, und zugleich erinnerte ich mich der Schrift von Erika Bebie-Wintsch: Das Bewegungsprinzip in Unterricht und Erziehung. Auf Seite 20—23 wird dort erzählt, wie Sprechübungen mit Hilfszeitwörtern in Verbindung mit Bewegungen betrieben werden können, sodaß die Übungen wie ein Spiel wirken. »Halt«, dachte ich, »könnte etwas Ähnliches nicht vielleicht auch für die vorgesehene Übungsgruppe angewendet werden?«
Ich stellte also die Kinder im Kreis auf dem leeren Raum vor den Bänken auf und ließ sie zuerst einmal frei in Schriftsprache üben: Ich pflücke einen Strauß Margriten; ich pflücke einen Strauß Narzissen; ich pflücke einen Strauß Tulpen usw. Die 2. Übung brachte schon Abwechslung: ein Kind tritt zu einem andern und spricht: Du pflückst einen Strauß Mairisli; es nimmt alsdann den Platz des angesprochenen Kindes ein; dafür geht dieses zu einem dritten und spricht: Du pflückst einen Strauß Schlüsselblumen. — So kann die Übung beliebig lang weitergehen. — Für die 3. Übung brauchten wir die Befehlsform: Ein Kind tritt zu einem andern und spricht: Pflücke einen Strauß Löwenzahn! Darauf geht es an seinen Platz in der Bank, während das angeredete Kind vortritt und wieder einen Befehl weitergibt. — So wurde geübt, bis alle Kinder wieder an ihren Plätzen saßen.
Soviel genügte für den ersten Tag. Die Kleinen waren aber munter und mit Ausdauer dabei. Am folgenden Tag übten wir in ähnlicher Weise die Mehrzahl.
1. Wir pflücken einen Strauß Enziane.
2. Ein Mädchen tritt zu den Knaben mit den Worten: Ihr pflückt

einen Strauß Monatsblümchen. — Darauf ein Knabe zu den Mädchen: Ihr pflückt einen Strauß Vergissmeinnicht. — Auch die Befehlsform wird auf diese Weise geübt.
3. Ein Knabe spricht: Margrit Kuster pflückt einen Strauß Schlüsselblumen — Margrit bildet einen ähnlichen Satz, und so geht es weiter, aber immer abwechslungsweise zwischen Mädchen und Knaben.
Die Übungen in der dritten Person werden am dritten Tag mit dem Fürwort vorgenommen.
1. Ein Mädchen zeigt auf einen Knaben und sagt zu den übrigen Kindern: Er pflückt einen Strauß . . .
2. Nach einiger Übung zeigen wir auf ein Mädchen anstatt auf einen Knaben und sprechen: Sie pflückt einen Strauß . . .
3. Ebenso geht die Übung in der Mehrzahl vor sich, indem wir auf die Bubenseite oder auf die Mädchenseite zeigen und dazu sprechen: Sie pflücken einen Strauß . . .
Mit diesen Sprechübungen haben wir gleich drei oder besser vier Ziele verfolgt: Einmal treten die zum Teil neuen Blumennamen immer wieder auf; zweitens gewöhnen sich die Kinder an den 4. Fall: einen Strauß; drittens üben sie die Sätze mit den persönlichen Fürwörtern in Ein- und Mehrzahl, ohne daß wir ihnen natürlich irgend einen grammatikalischen Begriff beibringen; es sind reine Sprechübungen, Wendungen, wie sie schon auf der Unterstufe gebraucht werden; und darüber hinaus werden durch die äußere lebendige Form auch die unbeweglichen und passiven Kinder zur Teilnahme mitgerissen.
Es ist dies ein Versuch und eine Anregung, wie man es anstellen kann. Es gibt ja viele Möglichkeiten und Stoff dazu in jedem neuen Sachgebiet. Hauptsache ist, daß die Kinder — und auch der Lehrer — auf diese Weise freudig mitarbeiten und nicht so rasch ermüden.

2. Vom Büblein.

Immer wieder lassen sich die Anregungen aus dem Aufsatz »Sprachlehre in spielnaher Auflockerung« in der Märznummer 1931 der Neuen Schulpraxis in gleicher oder ähnlicher Form verwenden. Sogar Gedichte und Märchen verlieren dabei nichts von ihrer Poesie, weil die einmal angezeigte Übung spielend vor sich geht und eine Korrektur sozusagen überflüssig macht, was beim Wiedererzählen in der noch ungewohnten Schriftsprache nicht gesagt werden kann.

Wir haben z. B. Rückerts Gedicht »Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen« gelesen und in der Mundart erzählt. Nun möchten wir auch die Schriftsprache noch ein wenig üben. Ich schreibe an die Tafel:

Bächlein	Reiter
Schifflein	Baum
Schnecke	Büblein

Diese wenigen Wörter lösen eine ganze Menge Übungen aus. Ich brauche nur auf das erste Wort zu zeigen, und einige Kinder werden schon einen ersten Satz, die andern die weitern Sätze dazu bilden

können. Ich kann aber auch durch Vorsprechen des ersten Satzes eine bestimmte Übung in die Wege leiten; der Möglichkeiten sind auch hier viele: z. B.:

1. Übung a) Das Bächlein ist geflossen kommen.
Das Schifflein ist geschwommen kommen.
Die Schnecke ist gekrochen kommen.
Der Reiter ist geritten kommen.
Der Baum ist ihm ins Haar gekommen.
b) Das Bächlein kommt geflossen. (Wenn es jetzt geschieht.)
c) das Bächlein kam geflossen. (Nicht als erste Vergangenheit zu bezeichnen auf dieser Stufe, sondern einfach als eine andere Form, etwas schon Vergangenes zu erzählen.)
2. Übung a) Das Bächlein hat das Büblein mitgenommen.
b) Das Bächlein nimmt das Büblein mit.
c) Das Bächlein nahm das Büblein mit.
3. Übung a) Das Bächlein war kalt.
b) Das Bächlein ist kalt gewesen.
c) Das Bächlein ist kalt.
4. Übung: Wir setzen das Wort »Büblein« vorne hin und sprechen:
a) Das Büblein hat sich auf das Bächlein gesetzt.
b) setzt sich. c) setzte sich.
5. Übung: Das Büblein möchte (wollte) mit dem Bächlein fahren.
6. Übung: Dem Büblein hat es auf dem Bächlein gefallen (gefällt, gefiel).
7. Übung: Dem Büblein hat es nicht mehr auf dem Bächlein gefallen (gefällt, gefiel es nicht mehr).
8. Übung: Das Büblein will (wollte) nicht mehr mit dem Bächlein fahren.
Natürlich lassen sich einzelne Übungen auch zur schriftlichen Beschäftigung verwenden.

Der Meterstab als Rechenhilfe auf der Unterstufe

Von Josef Jahn

Vor einem Vierteljahrhundert bemühte ich mich, meinen 56 ABC-Schützen (Knaben) einer Industriestadt reine oder abstrakte Zahlen beizubringen. Wir zählten eine Unmenge mitgebrachter Dinge und alles, was sich im Schulzimmer zählen ließ. Zuerst berührten wir jeden Gegenstand, dann zeigten wir vom Platze mit der Hand nach ihm und zuletzt wiesen wir nur noch mit einem Blicke nach ihm hin. Spielend lernten wir so weit über den vorgeschriebenen Zahlenraum hinaus zählen und zu einer genannten Zahl die zugehörigen Dinge abzählen.
Den methodischen Anleitungen der Studienzeit folgend, nahmen wir nun jede Zahl des zu behandelnden Zahlenraumes noch einmal vor, veranschaulichten sie durch wirkliche Dinge, dann durch die Zahlensymbole am Zählrahmen und den Tillichschen Rechenstäben, zeich-

neten die wie oben gezählten Dinge und Symbole an der Schultafel und auf den Schiefertafeln und kamen endlich zu den Zahlbildern des Rechenbuches, jenen in einem Rechtecke angeordneten Punkten, schrieben auch die Ziffer und glaubten, die von den Dingen abgezogene, die abstrakte, die reine Zahl gewonnen zu haben.
Aber sofort bei den Vergleichungsübungen und den ersten Rechensätzchen wollte es mir scheinen, daß es für Kinder keine abstrakten, d. h. von Dingvorstellungen vollkommen losgelösten Zahlen gibt. Wohl rechnen die Kinder mit unbenannten Zahlen, doch steht in der Tiefe des Bewußtseins wohl immer ein Schein der Dinge, und es werden jene Schüler, die lange ihre Finger zu Hilfe nehmen, meist später nicht die schlechtesten Rechner. Einen geringen Wert haben meines Erachtens für das elementare Rechnen die oben genannten Zahlbilder. Ich konnte fast nie beobachten, daß ein Kind, dem die Zahlbilder bekannt waren, z. B. die Zahl 5 unbeeinflußt in der bekannten Form eines Briefes mit fünf Siegeln veranschaulicht hätte. Sollte dies geschehen, so wurden sicher 5 Punkte oder Striche nebeneinander gesetzt.
Meinem jugendlichen Ungestüm lag damals daran, daß die Schüler die Rechensätzchen bald ohne Hilfe, aber doch nicht auswendig, dem Klange nach, wie ein auswendig gelerntes, aber doch unverstandenes Gedicht, beherrschen sollten. Gefühlsmäßig, ohne beschwerliches, tiefes Nachdenken, glaubte ich einen Weg gefunden zu haben. Ich wollte versuchen, mit dem Klang- und dem Schriftbilde jeder Zahl einfachste, ihr zugehörige Tast- bzw. Bewegungs- oder Muskelsinneserinnerungen zu verknüpfen und hoffte dadurch, da mir die Dauerhaftigkeit und leichte Reproduktionsfähigkeit der Bewegungserinnerungen bekannt war, den Zahlen einen möglichst merkmalsarmen, aber dauerhaften und leicht im Bewußtsein aufsteigenden Inhalt geben zu können. Dabei ging ich etwa wie folgt vor:

Beim Aufschreiben der Rechensätzchen war uns bald das oftmalige Hinlegen des Griffels lästig geworden, wenn wir mit den Fingern rechnen oder nachprüfen wollten. Da sagte ich einmal so beiläufig: »Nun wollen wir aber doch unsere 10 Finger zwingen, oben zu bleiben, daß wir sie haben, wenn wir sie zum Rechnen brauchen.« Lachen und Staunen. Aber nach kurzer Beratung wußten wir, daß wir unsere Finger auf die Schiefertafel zeichnen müßten und hatten erkannt, daß wir eigentlich nur die über die Tischkante heraufragenden Fingerspitzen brauchten.
Hatten wir nun das Sätzchen 3 + 4 zu rechnen, so überfuhren wir mit dem Griffel, während wir 3 sagten, die ersten drei Finger, und bei + 4 die nächsten vier Finger nach rechts. Bei Zerlegungs- oder Ergänzungsübungen verdeckten wir die überflüssigen Finger rechts mit dem Federkästchendeckel oder mit einem Papierstreifen.
Die Finger mußten aber immer wieder einmal weggelöscht werden. Wir vereinfachten uns daher die Zeichnung dadurch, daß wir auf der »Tischkante« jedem Finger nur seinen Platz abgrenzten. Als aber findige Köpfe die Fingerlinie in den Holzrahmen ihrer Schiefertafeln einritzen wollten, wurde jedem Finger genau ein gleiches Stück,

1 cm, zugemessen. Der Anfang und das Ende wurde stark, die Grenze zwischen den beiden Händen etwas schwächer hervorgehoben.

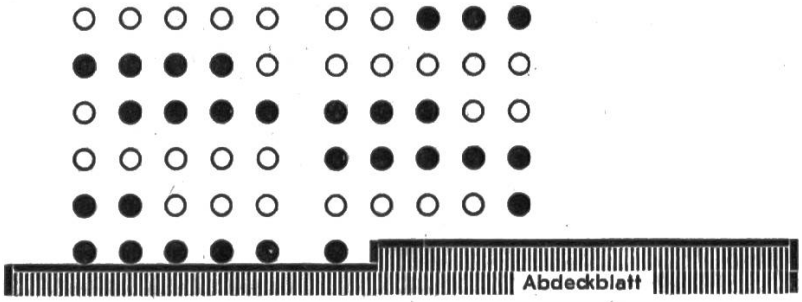
Wir rechneten nun nur noch die ersten Sätzchen einer Übung — und immer weniger Sätzchen — an unserer Finger- oder Zentimeterlinie und zeigten fast ausschließlich mit den Augen. Zu den Übungen mit Überschreiten des Zehners verlängerten wir unsere Linie bis 20 und konnten sie auch für diese Übungen in anderen Zehnerräumen brauchen, wenn wir uns den Anfang entsprechend weit nach links verlegt dachten.

*

Zur Erweiterung des Zahlenraumes bis 100, zur Veranschaulichung der Zahlen dieses Zahlenraumes sowie zur Erlernung der Einmaleinsreihen ist meist der Zählrahmen in Gebrauch. An ihm kann aber immer nur ein Schüler tätig sein. Zu demselben Zwecke werden auch Hundertblättchen, Täfelchen mit 100, meist in 4 Gruppen angeordneten Punkten verwendet. (Johannes Kühnel, Neubau des Rechenunterrichtes.) Zu diesem Hundertblättchen gehört ein Abdeckblatt mit einem Einschnitt, so daß auf dem Blättchen jede Zahl im Zahlenraume bis hundert gezeigt werden kann.

Um die Einmaleinszahlen in das Zehnersystem einzuordnen, werden beim Zählrahmen meist abwechselnd dunkle und helle Kugeln aufgeschoben, bei den Hundertblättchen (die Blättchen haben 100 leere Kreise) werden die Kreise in zwei verschiedenen Farben ausgefüllt. Jeder Schüler fertigt sich so für jede Einmaleinsreihe ein Blättchen an.

Soll nun auf einem solchen Blättchen z. B. das Sätzchen 8 × 7 aufgesucht werden, so muß mit dem Abdeckblatte eine zweifache Bewegung ausgeführt werden: nach unten die Zehner abwälzend und, nach rechts verschiebend, die Einer. Das ergibt eine doppelte Fehlerquelle. Ein weiterer Nachteil ist, daß, wie beim Zählrahmen, die Einheit der Reihe, hier die 7, nie als Ganzes erscheint, sondern immer in zwei, vielfach in drei Teile zerrissen ist.



Noch besser als diese Hundertblättchen scheint mir zur Veranschaulichung von Zahlen und zum Aufbau und zur Einübung des Einmaleins das Metermaß, die verlängerte Fingerlinie, geeignet zu sein. An ihm haben die Zahlen nur eine Ausdehnung, sie sind leicht als Vielfaches, aber auch als Größe erkennbar, ihr Platz im Zehnersystem ist

mit einem Blicke zu erfassen und die Einheit der Einmaleinsreihe kann immer in gleicher Größe und ungeteilt veranschaulicht werden.
Der Vorgang, wie man das Metermaß bei der Einübung des Einmaleins verwenden kann, ist etwa folgender:
Je zwei Schüler haben einen Meterstab oder ein Metermaß, das sie sich selbst angefertigt haben, vor sich liegen. Der eine arbeitet, der andere kontrolliert, dann tauschen sie die Rollen. Zuerst werden wie gewöhnlich die Einmaleinszahlen aufgesucht und durch Auflegen von kleinen, gut sichtbaren Gegenständen (abgebrannten Zündhölzchen oder halben Erbsen) über der Zahl bezeichnet und das Fünffache besonders hervorgehoben (Knopf). Der jeweils nicht gebrauchte Teil des Metermaßes wird (mit Büchern) verdeckt und dadurch auch festgehalten.
Die Einübung erfolgt ähnlich wie das Rechnen an der Fingerlinie. Die linke Hand zeigt auf Null, die rechte überfährt beim Aussprechen des Sätzchens jedesmal die ganze Strecke von Null bis zur richtigen Zahl, ohne den Meterstab zu berühren. Bei der Einübung der Sätzchen außer der Reihe empfiehlt es sich, von Stützpunkten auszugehen: 1 mal, 2 mal; 10 mal, 9 mal, 5 mal, 4 mal, 6 mal, und erst dann die anderen Sätzchen einzuprägen.
Bieten diese Übungen keine Schwierigkeiten mehr, so werden die Hölzchen bis auf die Bezeichnung des Fünffachen weggenommen und schließlich auch diese Hilfe entfernt. Als weitere Steigerung der Schwierigkeit folgt die Unterlassung der Handbewegung, es wird nur mehr mit den Augen gezeigt (auch mit geschlossenen Augen). Zum Schlusse erfolgt die Wiederholung ohne sichtbare Hilfe.

Zur Erheiterung und zur Abwechslung kann man auch bei geschlossenen Augen mit der Hand zeigen lassen und der Nebenmann schreibt die + und — Fehler auf. Durch deren Zusammenzählen kann man auch Schlüsse auf das Größengefühl der Schüler ziehen.

In ähnlicher Weise ist das Metermaß auch beim Messen und Teilen ohne und mit Resten verwendbar.
Wenn bei den Übungen richtig verfahren wird, staunt man oft über die Leichtigkeit, mit der die Einmaleinszahlen erlernt, und über die Sicherheit und Dauerhaftigkeit, mit der sie beherrscht werden. Ein Grund hiefür dürfte wohl auch darin liegen, daß bei den oben angedeuteten Übungen den Kindern ihr gut entwickeltes Ortsgedächtnis zustatten kommt. Allerdings muß man beim Üben einiges beachten:

1. Es muß dafür gesorgt werden, daß die Kinder durch ein Verschieben des Metermaßes nicht unnütz abgelenkt werden.
2. Bei den Übungen muß ein fröhlicher Wetteifer herrschen. Sie dürfen jedesmal nicht zu lange dauern und nicht zu sehr ermüden.
3. Es darf immer nur eine Reihe, wohl aber mit gesteigerten Schwierigkeiten, geübt werden.
4. Eine Mischung der Sätzchen verschiedener Reihen darf erst eintreten, wenn alle Reihen gut sitzen.
5. Bei auftretenden Unsicherheiten ist immer an einem Tage nur eine Reihe zu wiederholen.

Durch die Erwerbung des Einmaleinses auf die geschilderte Art werden Verwechslungen der Zahlen 54 mit 45, 36 mit 63 u. a. fast vollständig verhütet werden können. Solche Verwechslungen sind aber zahlreich, wenn das Einmaleins vorwiegend nach dem Gehör oder nach dem Schriftbilde eingelernt wurde, weil dann eben vom Schalle wieder nur eine Klangvorstellung, der kein Größengefühl entspricht, wachgerufen wird.

Die Verwendung des Metermaßes in der angeführten Weise scheint mir noch einige Vorteile zu bieten, die wir nicht übersehen sollten: Die Auffindung der Zahlen ist mit einer einzigen, geradlinigen, immer in derselben Richtung verlaufenden Bewegung möglich. Durch diese oft wiederholten Bewegungen kann die Grundlage unseres Maßsystemes, der Meter, buchstäblich den Kindern in Fleisch und Blut übergehen. Das Augenmaß, das ja erwiesenermaßen auf Bewegungserinnerungen beruht, wird geweckt und geübt und dadurch wird den im späteren Unterrichte und im Leben so wichtigen Längenschätzungen wertvolle Vorarbeit geleistet. — Besonders leicht läßt sich am Metermaße auch die Umkehrung der Einmaleinssätzchen, z. B. $28 = 7 \times 4 = 4 \times 7$, anschaulich zeigen, wenn man die Zahlen der einen Reihe über, die Zahlen der anderen Reihe unter dem Metermaße bezeichnet, wobei auch die Einordnung der Zahlen im Zehnersystem immer sichtbar bleibt. Dies ist bei keinem anderen Lehrmittel für diese Stufe in gleich einfacher, anschaulicher und für die Selbsttätigkeit der Schüler geeigneter Weise erreichbar.

Sprechchöre

Tauben, Hühner, kleine Kind!

Die kleinen Knaben (sehr erstaunt):

Alle unsre Tauben sind schon lange wach,
sitzen auf den Lauben, sitzen auf dem Dach,
sitzen auf dem Regenfaß.

Die kleinen Mädchen (recht schön bittend):

Wer gibt denn uns Tauben was?

Alle Kinder (mit wichtiger Miene):

Tauben, Hühner, kleine Kind jeden Morgen hungrig sind.

* * *

Die kleinen Knaben:

Alle unsre Hennen sind schon aus dem Stall,
gackeln schon und rennen, scharren überall,
und der Hahn kräht

Ein Kind (das beim Sprechen die Hahnenstimme schön untermalt):

Futter her!
Immer mehr! Nur immer mehr!

Alle Kinder: Tauben, Hühner, kleine Kind jeden Morgen hungrig sind.

* * *

Die kleinen Mädchen (ängstlich besorgt):

Alle unsre Kleinen machen ein Geschrei,
strampeln mit den Beinen, wollen ihren Brei.

Ein Mädchen (das als Mütterchen die Schreihälse beschwichtigt):

Lirum larum Löffelstiel,
wer krakeelt, der kriegt nicht viel!

Alle Kinder: Tauben, Hühner, kleine Kind jeden Morgen hungrig sind.

* * *

Kinderreim. Bearbeitung von Bruno Hamann.

Jung gewohnt, alt getan.

Dies ungemein packende und erzieherisch wertvolle Gedicht eignet sich ausgezeichnet zum Vortrag im Sprechchor.
Ganz deutlich scheidet es sich in zwei Hälften, von denen naturgemäß die Knaben den ersten, lauten und die Mädchen den zweiten, stilleren Teil übernehmen. Alles, was mit den rauhen, unheimlichen Gesellen und ihren Äußerungen verknüpft ist, kann dunkleren Stimmen, die erzählenden Partien sollen helleren Stimmen überlassen werden. Für Einzelstimmen gibt es einige dankbare Redesätze, von deren lebendigem Vortrag viel abhängt für das Gelingen.

Dunkle Knabenstimmen (laut, lärmend):

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tisch
Ragt Kopf an Kopf verkommener Gesellen;
Man pfeift, man lacht; Geschrei, Fluch und Gezisch
Ertönte an des Trankes trüben Wellen.

Helle Knabenstimmen (erzählend):

In dieser Wüste glänzt' ein weißes Brot,
Sah man es an, so ward dem Herzen besser;
Sie drehten eifrig draus ein schwarzes Schrot
Und wischten dran die blinden Schenkemesser.
Doch einem, der da mit den andern schrie,
Fiel untern Tisch des Brots ein kleiner Bissen;
(rasch, steigernd) Schnell fuhr er nieder, wo sich Knie an Knie
Gebogen drängte in den Finsternissen.
Dort sucht' er selbstvergessen nach dem Brot.

Dunkle Knabenstimmen:

Doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
Sie brachten mit den Füßen ihn in Not

Dunkle Stimme eines einzelnen Knaben (rauh, barsch):

Und schrie'n erbost: »Was, Kerl! hast du verloren?«

Helle Knabenstimmen (ruhig):

Errötend taucht' er aus dem dunklen Graus
Und barg es in des Tuches grauen Falten.
(besinnlich) Er sann und sah sein ehrlich Vaterhaus
(innig) Und einer treuen Mutter häuslich Walten.

* * *

Dunkle Mädchenstimmen (erzählend):

Nach Jahren aber saß derselbe Mann
Bei Herr'n und Damen an der Tafelrunde,
Wo Sonnenlicht das Silber überspann
Und in gewählten Reden floh die Stunde.

Helle Mädchenstimmen:

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirtin Hand,
Wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten;

Dunkle Mädchenstimmen:

Er selber hielt's nun fest und mit Verstand,

Helle Mädchenstimmen:
Doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.
Helle Stimme eines einzelnen Mädchens (abwehrend):
»O lassen Sie es liegen!« sagt sie schnell;
Dunkle Mädchenstimmen:
Zu spät, schon ist er untern Tisch gefahren
Und späht und sucht, der närrische Gesell,
Wo kleine seid'ne Füßchen steh'n zu Paaren.
Helle Mädchenstimmen:
Die Herren lächeln und die Damen zieh'n
(rasch,ruckweise) Die Sessel scheu zurück vor dem Beginnen;
Dunkle Mädchenstimmen (gemessen):
Er taucht empor und legt das Brötchen hin,
Errötend hin auf das damast'ne Linnen.
Helle Stimme eines einzelnen Mädchens (schnippisch, blasiert):
»Zu artig, Herr!« dankt ihm das schöne Kind,
Helle Mädchenstimmen:
Indem sie spöttisch lächelnd sich verneigte;
Dunkle Mädchenstimmen:
Er aber sagte höflich und gelind,
Indem er sich gar sittsam tief verbeugte:
Tiefe Stimme eines einzelnen Knaben (ruhig, überlegen):
»Wohl einer Frau galt meine Artigkeit,
Doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
(überzeugend) Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
(innerlich erregt, in absteigendem Tone)
Entschlafen ist in Leid und bitt'rem Grame.«

* * *

Gedicht von Gottfried Keller. Bearbeitung von Adolf Eberli.

Die Roggenmuhme.

Heller Chor (frisch): Das Mägdlein spielt auf dem grünen Rain,
die bunten Blumen locken.
1. Einzelstimme (neckisch):
Nicht sieht mich die Mutter!
Heller Chor (weich): Ins Korn hinein
schleicht sacht es auf weichen Socken.
1. Einzelstimme (voller Freude):
Die roten und blauen Blumen, wie schön!
Die will ich zum Kranze mir winden,
doch weiter hinein ins Korn muß ich gehn,
dort werd ich die schönsten finden!
Heller Chor: Und weiter eilt es. Gefüllt ist die Hand,
da will es zurücke sich wenden.
Es läuft und läuft und steht wie gebannt (Pause!),
das Korn will nimmer enden . . .
1. Einzelstimme (in Angst):
Hinaus zum Rain, zum Sonnenlicht!
Wo blieb die Mutter, die süße?
Dunkler Chor (unheimlich):
Die Halme schlagen ihm ins Gesicht,

die Winde umschlingt ihm die Füße.
Und horch, da rauschts unheimlich bang, (eintönig!)
die Ähren wallen und wogen . . .

1. Einzelstimme (in gesteigerter Angst):
Da kommt — ach — daß ich der Mutter entsprang!
die Roggenmuhme gezogen!

Dunkler Chor (gruselig):
Sie kommt heran auf Windesfahrt,
die roten Augen blitzen,
gelb ist die Wange, langstachlicht ihr Bart,
die Haare sind Ährenspitzen.

2. Einzelstimme (höhnisch, jeder Zeilenschluß hochtonig):
Wie kommst du her in mein Revier
und gehst auf verbotenen Pfaden?
Was raubst du meine Kinder mir,
Kornblumen und Mohn und Raden?
Weh dir!
Sie streckt die Hand nach ihm aus,
es fühlt die stechenden Grannen.

1. Einzelstimme (atembedrängt):
Nimm hin deine Blumen und laß mich nach Haus!

Heller Chor (in beschleunigtem Zeitmaß):
Und bebend stürzt es von dannen.
Fort, fort zur Mutter! Das Korn nimmt kein End,
vergebens will es entwischen,
die Roggenmuhme dicht hinter ihm rennt,
die Ähren höhnen und zischen.
Schon fühlt es, wie ihr Arm es umschlingt.

1. Einzelstimme (in höchster Erregung):
Erbarme dich mein, erbarme!

Gesamtchor: Dort ist der Rain!

1. Einzelstimme (erlöst): O Mutter!

Gesamtchor (ruhig ausklingend): Da sinkt
das Kind ihr tot in die Arme.

* * *

Gedicht von Jakob Loewenberg. Bearbeitung für den Sprechchor von Bruno Hamann.

Eine Frühlingsnacht.

Der Mai, der »Wonnemond«, hat auch Lust und Schmerzen im Füllhorn seiner Gaben. Dafür ist Storms »Frühlingsnacht« ein treffliches Schulbeispiel. Wir treten im Geist in das Zimmer eines Sterbenden. Der Tod sitzt stumm am Bett und lauert auf Beute. Der Kranke weiß das und schaut ihm ruhig ins Auge. Die alte Pflegerin rührt sich kaum, auch sie weiß Bescheid. Mitten im Todesbangen erwacht draußen der junge Frühlingstag mit Vogelgezwitscher und Mädchenlachen und Lautenklang. Der Kranke ist noch jung, aber in seinem Herzen lenzt es nicht mehr. Er hat sich ergeben in sein Schicksal, faltet mit der letzten Kraft noch einmal die Hände und stirbt.

Aus dem Gegensatz zwischen drinnen und draußen ergibt sich wie von selbst die Freude an der chorischen Aufteilung des Sprechstoffes sowie der Wechsel der Klangfarben und Rhythmen. Rauh schreibt in seiner »Deutschen Dichtung«: »Ich habe dieses Gedicht einmal von einer ersten Mädchenklasse einer Volksschule im Chor sprechen hören, daß es einem die Tränen in die Augen trieb. Das ist bei solch reinster Lyrik die beste Behandlung.«

Dunkler Chor (ruhig erzählend):

Im Zimmer drinnen ists so schwül,
der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.
Im Fieber hat er die Nacht verbracht,
sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.
Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand,
er hält die Uhr in der weißen Hand.
Er zählt die Schläge, die sie pickt,
er forschet, wie der Weiser rückt,
es fragt ihn, ob er noch leb vielleicht,
wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.
Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
harrend, bis alles vorüber sei.
Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod . . .

(die drei letzten Zeilen leiser und schwächer werdend, gleichsam ersterbend)

Heller Chor (traumhaft, erwachend):

und draußen dämmert das Morgenrot,
an die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.
(anschwellend) Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein,
(zum Jubel gesteigert) singende Burschen ziehn übers Feld
hinein in die blühende, klingende Welt.

Singchor: (Während der helle Chor spricht, läßt er ein Wanderlied ertönen, etwa: Ich bin ein froher Wandrer ... aber gedämpft, wie von ferne.)

Dunkler Chor: (sehr ruhig und feierlich)

Und immer stiller wird es drin,
die Alte tritt zum Kranken hin.
Der hat die Hände gefaltet dicht,
sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.
Dann geht sie fort . . .

Einzelstimme (mit großem Frieden):

Stumm wirds und leer,
und drinnen wacht kein Auge mehr.

* * *

Gedicht von Theodor Storm. Bearbeitung von Bruno Hamann.

Waldstimme.

Das kleine Gedicht malt in seinem ersten Teil tiefe Waldstille. Unwillkürlich kommt uns das Bild eines Domes in den Sinn: lebendige Strebepfeiler, grünweiche Moosbänke, eine lichte Wölbung, Weihrauchduft in der Luft, durchbrechende Sonnenstrahlen wie Kerzenlicht. — Nun belebt sich diese Stille. Wie durch den Dom der vielstimmige Choral braust, so holt der Einsiedler tief Atem, schwillt an zu breiten Wogen, wälzt sich durch die Wipfel und wogt und brandet — und flutet weiter und verebbt.

Vor der Besprechung empfiehlt es sich, einen stillen Waldgrund zum Ruheplatz zu wählen und Farben und Stimmen an Ort und Stelle zu vernehmen. Nach dieser Voraussetzung lasse man mehrmals das Gedicht nachschauend sprechen. Dann wird sich bei jedem Wort die sinnliche Anschauung einstellen und der Vortrag lebendig werden.

Heller Chor (verträumt):

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer . . .

Dunkler Chor (versonnen):

Wie so versonnen deine Gedanken dunkeln,
saftstrotzender Tagesversäumer,
Einsiedel, schwer von Leben!

Beide Chöre (leise beginnen):

Wies Atem holt
und näher kommt (anschwellen)
und braust (mit Orgelgewalt)
und weiter zieht (abschwächen)
und stille wird
und saust (ruhig ausklingen)

Einzelsprecher (feierlich, wie die Stimme eines Priesters):

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
hoch droben steht ein ernster Ton,
dem lauschten tausend Jahre schon
und werden tausend Jahre lauschen . . .

Beide Chöre (verhallend):

Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen . . .

* * *

Gedicht von Peter Hille. Bearbeitung von Bruno Hamann.

Am studiertisch

C. Steiner, Ein Großkraftwerk, Schweizer Realbogen nr. 69. Verlag P. Haupt, Bern, fr. -.70.

Wem die ausführliche darstellung der K.W.O. nicht zur verfügung steht, der findet im obengenannten heft eine bebilderte beschreibung des baues und der anlage des Grimselwerks und kann seinen schülern damit eine gute vorstellung einer hochdruckanlage zur erzeugung elektrischer kraft vermitteln. Ob für derartige sachliche beschreibungen nicht auch eine sorgfältiger gewählte und schönere sprache möglich ist, wie sie der zweite teil des heftes bietet? Bn.

Rudolf Hägni: Dornröschen lädt die Kinder an die Hochzeit ein. Märchenspiel. Verlag H. R. Sauerländer und Co., Aarau.

Ein wirklich reizendes stück, das wirklichkeit und märchenzauber köstlich ineinander webt. Sein einziger nachteil besteht darin, daß es beinahe ein übermaß an spielkräften erfordert, somit nur für größere bühnen aufführungsmöglichkeit besitzt. In 3 bildern, deren erstes die einladung der kinder, das zweite ihr eintritt ins märchenreich und das dritte das fest im schloßhof darstellen, rollt sich die mitreißende und überaus ergötzliche handlung ab. H. Ruckstuhl.

Schule und Scholle. Zweites Jahrbuch der Landschule. Herausgegeben von einer gruppe von landlehrern. 112 s., fr. 2.25. Bezugsquelle: Michael Molitor, lehrer, Munshausen/Clervaux, Luxemburg.

Wie das erste befaßt sich auch das zweite jahrbuch der luxemburgischen landlehrer in vorzüglicher weise mit der neugestaltung der landschule. Ein frischer wind mutiger kritik überlebter anschauungen weht aus dem vorliegenden werk. Alle 23 beiträge sind wertvolle bausteine zur landschulreform. Es handelt sich dabei nicht bloß um dieses oder jenes methodische mittel, sondern um eine vollständig neue einstellung des lehrers gegenüber dem bildungsgut, gegenüber landkind und landkultur.

Da unser ländliches kulturleben viele parallelen zu den luxemburgischen verhältnissen aufweist, wird auch der schweizerische landlehrer in diesem jahrbuch wertvolle anregungen finden. Das treffliche werk sei deshalb zur anschaffung bestens empfohlen. A. Z.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie neu ins Amt getretene Kolleginnen u. Kollegen zum Bezug der Neuen Schulpraxis ermuntern.

Redaktion: Albert Züst, Dianastraße 15, **St.Gallen.**

Für jeden Ort

E. BÜHLER: 4. Auflage

Begriffe aus der Heimatkunde

In Wort und Skizze in Verbindung mit dem Arbeitsprinzip.
Preis Fr. 4.—. 115 Seiten Text, 70 Seiten Skizzen.

Bezugsort:

H. BRUNGGER, Lehrer, OBERSTAMMHEIM

Quästor der Reallehrerkonferenz des Kt. Zürich

Neues Zeichnen

von Jakob Weidmann

Vorstandsmitglied des Internat. Institutes für Jugendzeichnungen

Reich illustriert — Preis Fr. 3.80

Der Verfasser zeigt, wie dem kindlichen Zeichnen die Eigengesetzlichkeit zurückgegeben werden kann. Das Zeichnen wird dadurch dem Kinde zur Freude und zu dem wichtigen und befreienden Ausdrucksmittel, das es sein sollte. Das Buch gibt dem Lehrer praktische Anregungen, wie die kindlichen Zeichnungsversuche zu fördern sind.

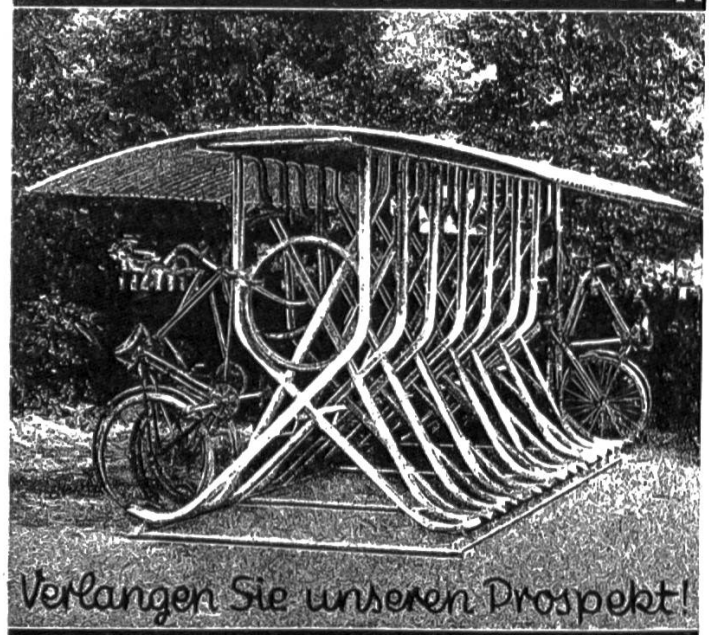
SCHWEIZER-SPIEGEL VERLAG ZÜRICH I

SCHULBÜCHERVERLAG

H. R. Sauerländer & Cie., Aarau

Lehrbücher für die deutsche und für fremde Sprachen. Schul-Lektüre. Lehrbücher für Geschichte, Heimatkunde und Wirtschaftsgeschichte. Prospekte und Probeexemplare stehen jederzeit zur Verfügung.

FÜR SCHULEN VELOSTÄNDER



Verlangen Sie unseren Prospekt!

KEMPF & CIE., HERISAU TEL. No 167

Weniger Arbeit! Gleiche Kosten Mehr Erfolg!

wenn Sie alle Ihre Inserate für alle Zeitungen und Zeitschriften stets durch uns besorgen lassen

ORELL FUSSLI ANNONCEN

Dachsen am Rheinfall, Hotel Bahnhof

Große und kleine Säle, gedeckte Trinkhalle, prächtige Parkanlagen, besonders für Schulen, Vereine u. Anlässe zu empfehlen. Vorzügliche Küche und Keller. Pensionspreise nach Übereinkunft. Höflich empfiehlt sich **A. Hedinger,** Metzger und Wirt. Telephon 15.68.

Musiknoten

Schulen-Unterrichtswerke

Prompter Versand überallhin.

Musikhaus WALTHER AARAU

Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten!